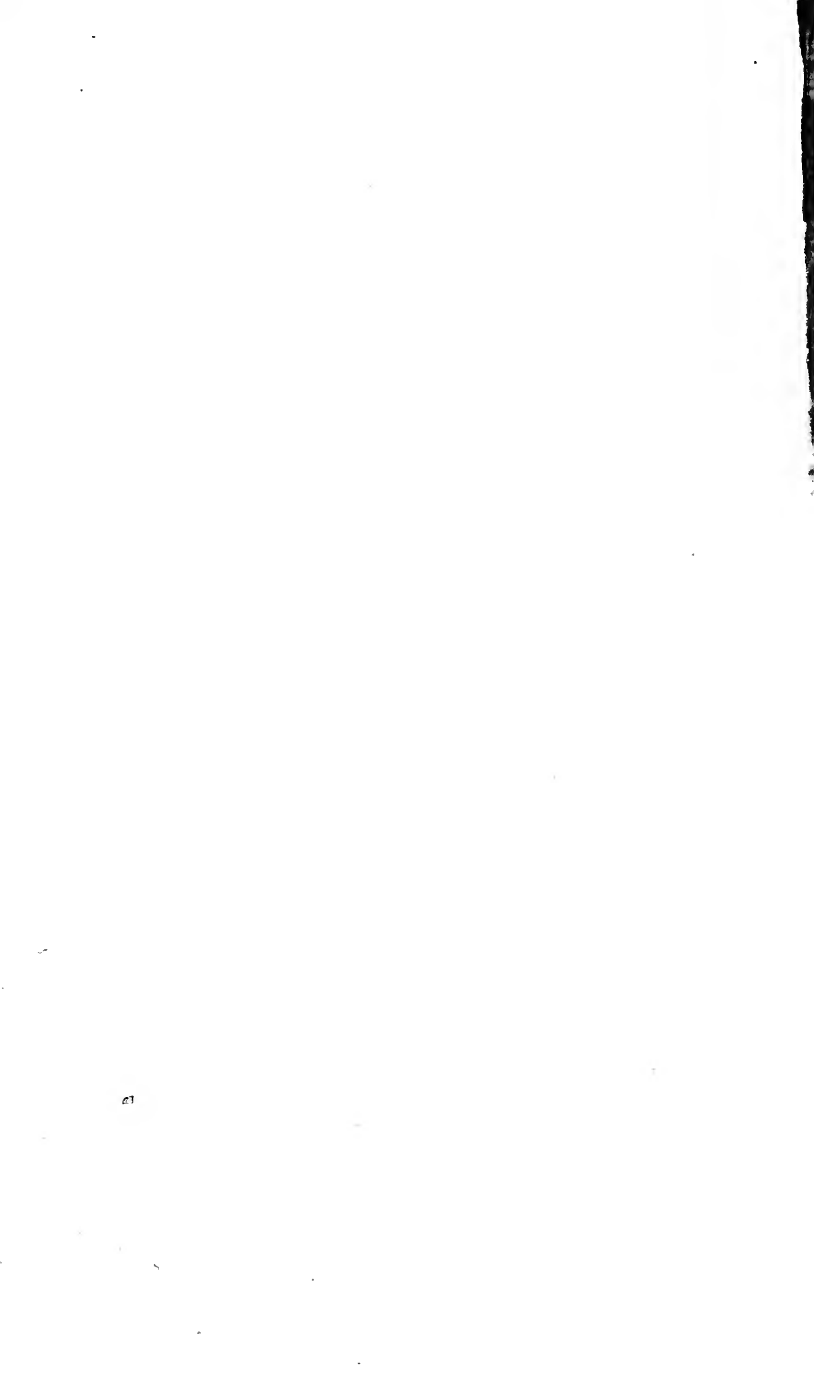
# Otto Ernst

# Aus meinem Sommergarten

Verlag
L. Staackmann-Leipzig





Otto Ernst

# Aus meinem Sommergarten

# Aus meinem Sommergarten

Humoristische Plaudereien

von

Otto Ernst

Buchschmuck von Ludwig Berwald

Erstes bis fünfzehntes Tausend



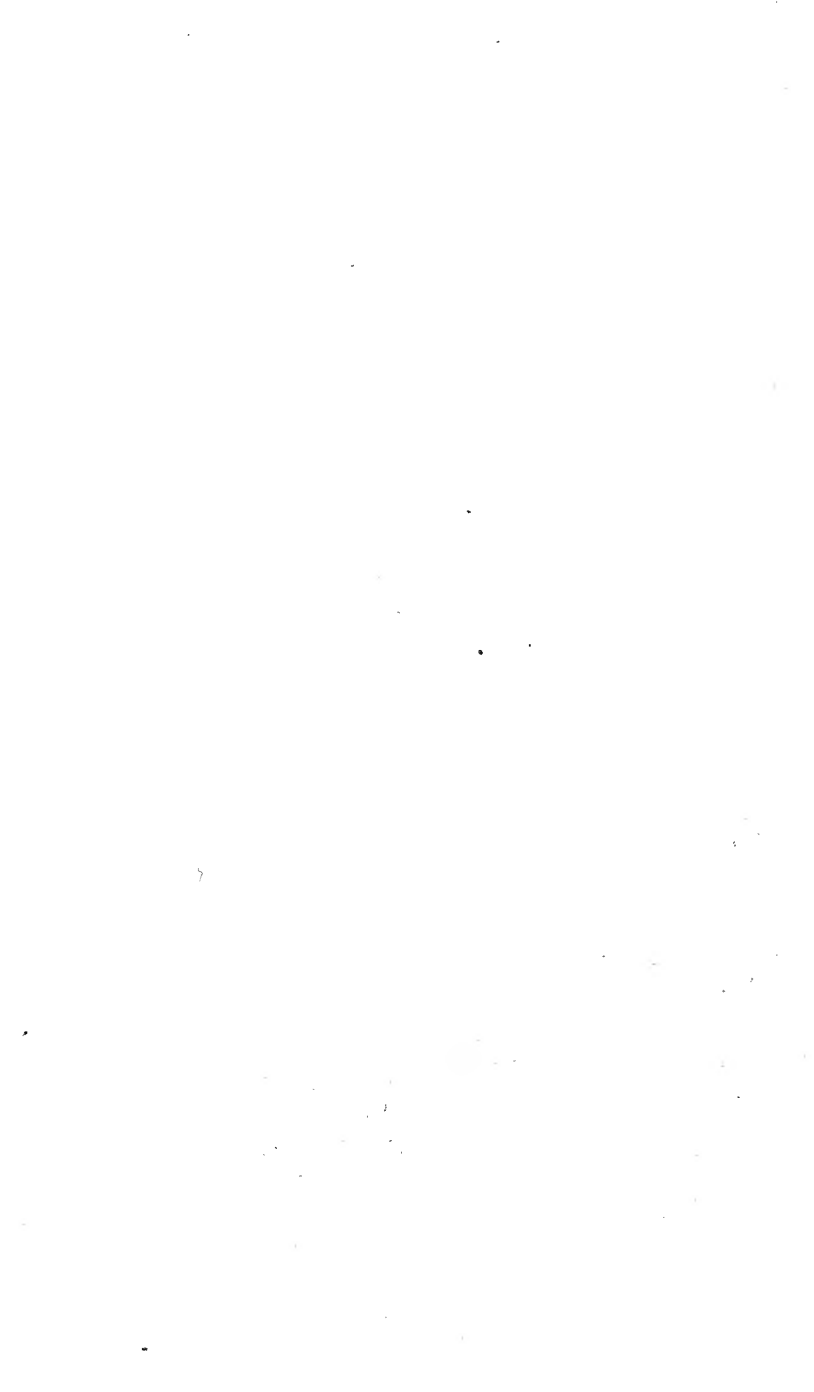

Leipzig · Verlag von L. Staackmann · 1913

Druck: Julius Klinkhardt, Leipzig

# Inhalt

O, daß ich fein wäre! . . . . . . . . 7
Die Ziege . . . . . . . . . . . . 33
Wenn ich alt sein werde . . . . . . . . 53
Dornröschen in den Kammerspielen . . . 84
Als ich noch Prinz war . . . . . . . . 97
Die Rache des Petrus . . . . . . . . . 109
Der große Irrgarten . . . . . . . . . 133
Meine jüngste Begrüßungsrede . . . . . . 166
Wie ich Weihnachten feire . . . . . . . 177








In meiner Heimat nennt man die vornehmen Leute „feine Leute". Wer viel Geld hat, kostbare Kleider trägt, in der Equipage oder im Auto fährt, bei heißem Wetter nicht schwitzt, sondern transpiriert, im Theater auf den ersten Plätzen sitzt und beim Gähnen einen brillantenbesetzten Fächer oder einen

Chapeau claque vor den Mund hält, gehört zu den „Feinen". Ich gehöre nicht zu ihnen.

Ich bin, wie mancher vielleicht weiß, aus einer zahlreichen Arbeiterfamilie und aus sehr, sehr — recht sehr — aber schon recht sehr bescheidenen Vermögensverhältnissen hervorgegangen. Ich protze nicht etwa damit; ich stelle nur eine Tatsache fest. Eine solche Vergangenheit kann man nicht ablegen. Um für meine Unfeinheit nur einen Beweis zu nennen, der jeden zarter Organisierten gleich wie ein Keulenschlag vor den Kopf treffen muß: Ich trage zuweilen „Röllchen", d. h. Manschetten, die nicht fest am Hemdärmel sitzen. Nicht immer, o Gott, nein; ich habe lichte, gehobene Momente, da ich feste Manschetten trage; aber daß ich Rückfälle zu den losen habe, die man bei der Arbeit und an heißen Tagen so bequem abstreifen kann, das bleibt immer noch schlimm genug. Und meine Lage wird noch entsetzlicher werden, wenn — was nicht ausbleiben kann — die Weltanschauung zum Durchbruch kommt, daß kein anständiger Mensch einen Halskragen trägt, der nicht mit dem Hemde verwachsen ist, keine Weste, die nicht

mit Rock und Hose untrennbar verbunden wäre und keine Kopfbedeckung, die nicht eine organische Weiterbildung des Rockkragens bildete. Daß Schürze und Schnupftuch eine unlösbare Einheit bilden, findet man ja jetzt schon bei Frauen der einfachsten Stände. (Diese Bemerkung ist schon wieder unfein.)

Bei einem Burschen wie mir kann es da nicht mehr überraschen, daß ich auch keine selbstgebundenen, sondern fertiggekaufte Kravatten trage. Ich habe viel Zeit mit dem Bemühen verloren, über alle erdenklichen Dinge des Weltlaufs aus eigener Kraft zur Klarheit zu kommen und immer, dem — sicherlich vermessenen — Ehrgeize gefrönt, ein Selbstfinder zu sein; darüber habe ich das köstlichere Ziel verloren, ein Selbstbinder zu werden. Mir würde ja auch die vornehme Geduld fehlen, die kunstgerechte Schlingung eines Schlipses zum sechsten Male zu versuchen, nachdem er sich fünfmal einer edlen Form geweigert hätte; schon nach dem ersten mißlungenen Versuche würde ich den Fetzen — (den Fetzen! Man sieht: der Prolet bricht immer wieder durch!) — würde ich also den Schlips mit einem nicht wieder-

zugebenden Verwünschungsausdruck in die Ecke schleudern.

Am fürchterlichsten wird meine Lage mir fühlbar, wenn ich in einem feinen, in einem sogenannten Grand Hotel weile, und da ich ziemlich viel reise und gern in einem tadellosen Bett schlafe, so wohne ich öfters in solchen Hotels. Ich habe in meinem Leben öfters hohen, manchmal sehr hohen und gelegentlich maßlos hohen Persönlichkeiten ohne sonderliche Befangenheit gegenübergestanden (mit fertig gekauften Kravatten am Hals); aber wie soll ein Mensch, der aussieht wie ein etwas besser gestellter Schuldirektor oder sagen wir: wie ein Landarzt, der einen Medizinerkongreß besucht, vor dem Oberkellner eines Grand Hotels bestehen? Wie oft hab ich mich schon dadurch aufs schwerste kompromittiert, daß ich selbst einen meiner Koffer trug, sei es, daß ich nicht sofort einen Träger gefunden hatte und daher das Nötigste gleich selbst mitnahm, sei es, daß mein Träger ein alter Herr war, dem ich nicht alles aufbürden mochte. Ja, ich vergesse mich so weit, daß ich, wenn ich ein Bedürfnis nach Luft und Bewegung verspüre, zu Fuß ins Hotel

gehe und die Treppen hinaufsteigen will, obwohl doch ein Fahrstuhl oder, wie ein feiner Mensch sagen würde, ein Lift oder, wie ein noch feinerer Mensch sagen würde, ein Ascenseur vorhanden ist. Ich vergesse eben auf Schritt und Tritt das Grundgesetz der Vornehmheit, daß ein feiner Mann nur das selbst tut, was durchaus kein anderer für ihn besorgen kann. Daß bei sotanen Umständen die Hotelbediensteten sozusagen aus Kölner Domhöhe auf mich herabblicken, ist nur allzu begreiflich, und ich bin ihnen immer im Herzen dankbar, wenn sie wenigstens so etwas wie Mitleid in ihre Herablassung mengen. Die Theorie des feinen Tones ist mir natürlich wohl vertraut; aber sie ist mir nicht in Fleisch und Blut übergegangen; in einem Leben ist dergleichen eben nicht zu bewältigen. So weiß ich ganz gut, daß ein feiner Mann oder eine feine Weibsperson vor allen Dingen grenzenlos wählerisch sein und sämtliche Angestellte eines Hotels oder eines Verkaufsladens erst siebenmal auf und ab durch sämtliche Stockwerke jagen müssen, bevor sie sich für notdürftig befriedigt erklären. Für wirklich und voll befriedigt erklärt sich über-

haupt kein feiner Mensch, namentlich auch in der Kunst nicht; Beifall ist pöbelhaft, Enthusiasmus einfach unflätig. Sich begeistern heißt etwas über sich erkennen, und das tut man eben nicht; man begeistert sich so wenig für die Eroica, wie man mit dem Finger in der Nase bohrt. Wenn mir ein Hotelzimmer gezeigt wird und ich es sauber und ruhig gelegen und einigermaßen wohnlich finde, so behalt ich es gewöhnlich, weil ich den Kellner nicht ohne Not noch weiter bemühen will. Da schlägt mir eben der Prolet in den Nacken, der selber gearbeitet hat und noch immer arbeiten muß. Und eine leidige Gewohnheit von mir, die ich noch immer nicht ablegen kann, ist die, Leute wie Kellner, Zimmermädchen, Hausknechte, Dienstmädchen, überhaupt Menschen des dienenden Standes ebenso höflich zu grüßen, wie sie mich grüßen, oder, wenn es Flegel sind, höflicher, ja, weibliche Personen sogar zuerst zu grüßen und dabei ordentlich den Hut zu ziehen und deutlich „Guten Morgen" zu sagen, statt, wie es sich gehörte, an die Hutkrempe zu ticken und „M'n" zu brummen, oder — was natürlich das Allerschicklichste wäre — gar-

nicht zu reagieren. Ich bin in diesem Erziehungsfehler bestärkt worden durch eine Durchlaucht, die nicht nur jedem ihrer Knechte, der die Mütze zog, durch ebenso deutliches Hutziehen dankte, sondern auch jeder weiblichen Person, auch jeder Stallmagd, im Gruße zuvorkam. Von Vornehmheit kann da natürlich nicht mehr die Rede sein. Ich will mich übrigens nicht schlechter machen, als ich bin: wenn ich einmal des Abends nach einem schweren Diner ermüdet ins Hotel zurückgekehrt bin, so habe ich es auch wohl dahin gebracht, auf den Gruß eines Kellners nur an den Zylinderrand zu tippen und statt „Guten Abend“ einfach „Nmd“ zu sagen. Dabei durchrieselten mich dann größenwahnsinnartige Gefühle, als wäre ich ein geadelter Zirkusdirektor oder dergleichen.

Übrigens, da wir vom Grüßen sprechen: Theodor Fontane erzählt uns in einem Gedicht, wie Walter Scott und ein Begleiter bei Gelegenheit einer Krönungsfeier Einlaß in die Westminster-Abtei suchen und schroff zurückgewiesen werden. Da nennt der Begleiter Walter Scotts Namen.

Und sieh, eh noch der Name verklang,
In die Front ein blutjunger Fähnrich
sprang;
Seinen Degen senkt salutierend er:
„Richt't Euch; präsentiert das Gewehr!
Hoch König Georg und segn' ihn Gott,
Aber Platz, Füsiliers, für Sir Walter
Scott!"

Also ein Fähnrich, der vor einem Genie salutiert und salutieren läßt! Und Fontane heißt das offenbar noch gut, obwohl er sich doch sagen mußte, daß auf solche Weise alle Rangunterschiede verwischt werden! Leider kommt dergleichen nicht nur im Auslande vor. Ich selbst beobachtete einmal, daß ein älterer deutscher Offizier einem jüngeren Dramatiker, dessen Stück er soeben gesehen hatte, durchaus den Vortritt lassen wollte und sich nicht eher zufrieden gab, bis der Dichter vor ihm durch die Tür geschritten war. Wo aber, frag ich, sollen wir noch den feinen Ton finden, wenn selbst unsere Offiziere versagen?

Das Grand Hotel ist so recht eigentlich die hohe Schule des feinen Tones. Als unvergleichliches Muster schwebt mir da ein solches Haus in den Alpen vor,

zu dem leider die umgebende Gebirgswelt mit ihrer Schroffheit und Rauheit in einen empfindlich störenden Gegensatz trat. Meine Frau freilich sagte eines Tages zu mir: „Sieh mal, diesen Wollfaden habe ich auf den Fußboden fallen und absichtlich dort liegen lassen. Er liegt jetzt seit fünf Tagen genau an derselben Stelle, ein Beweis, daß hier seit fünf Tagen nicht gefegt worden ist.“ Aber im übrigen war das Hotel so fein und der Oberkellner und der „Proprietaire“ trugen so festgelötete Manschetten und so tadellose Scheitel, daß ich, der ich überhaupt keinen Scheitel trage, zu einer Beschwerde nicht den Mut fand. Besonders fein war die Küche, das Menu infolgedessen natürlich französisch:

Marmite à la paysan
Essgalops de Langustes
Pain de foi de veau
Poulet chasseure
Salade delà saison

und lauter solche Sachen. Schon beim Lesen lief einem das Wasser in den Augen zusammen. Die Fleischscheiben waren so dünn geschnitten, daß man sie bei geöffnetem Fenster mit der Gabel

festhalten mußte und daß aller Saft herausgelaufen war, was eben das Feine ist. Nur rohe Menschen genießen Fleischsaft. Das Geflügel erschien ausnahmslos in jener herrlichen Sauce, die kein deutscher Koch erreicht und wenn er eine Schale Blümchenkaffee mit zehn Litern warmen Wassers verdünnt — er kriegt's eben nicht 'raus! Die Kraftbrühe vermied jede viehische Kraftmeierei, und als Salat erschien alles, was grün ist. Ich glaube, einmal zerschnittene Rouleauleisten darin gefunden zu haben. Dieser Salat gab mir die tröstliche Gewißheit, daß, wenn auch nicht in den Zimmern, so doch im Garten des Hotels regelmäßig gefegt werde. Offen gestanden schmeckt mir die französische Küche nie und nirgends; aber fein ist sie, unendlich feiner als alle deutschen Küchen, das hat uns erst kürzlich wieder der Franzose Huret versichert. Und eben darin besteht ihre Überlegenheit über die Wiener und die Hamburger Küche, daß sie einem das banale Laster des Essens abgewöhnt.

Überwältigend, ja, ich möchte sagen: atemraubend fein fand ich auch die in diesem Hotel geübte Sitte, dem Gast seine Speiserationen vorzulegen statt sie

ihn selbst aus der Schüssel nehmen zu lassen. Anfangs fragte ich mich, ob der Wirt wohl fürchte, daß man zu viel nehme oder daß man sich die besten Happen herausfische; bald aber begriff ich, daß das fein wäre. Und als ich erst so weit gefördert war, da war mir das alles bald nicht mehr fein genug. Ich vermißte einen Menschen, der mich ordentlich an den Tisch rücke, mir ein Lätzchen umbände, mir von Zeit zu Zeit das Glas an den Mund führe und mir nach beendetem Mahle das Mündchen wische, mit einem Wort: eine Trockenamme, ohne die ein kultivierter Mensch doch nicht auskommt.

Was meine Manieren beim Essen anbelangt, so sind sie ungefähr dieselben wie die der anderen zulässigen Menschen; aber was mich von diesen unterscheidet, ist, daß ich immer nach einer plausiblen Begründung dieser Manieren suche und ihre Gesetze nicht wie der wahrhaft vornehme Mensch als Tafeln vom Sinai oder als Axiome der Philosophie betrachte. So führe ich z. B. das Messer nicht zum Munde, weil Eisen schlecht schmeckt und weil ich meinen Mitmenschen nicht durch die Vorstellung erschrecken will:

Herrgott, der schlitzt sich die Wangen auf! während der richtige Kavalier das Messer nicht zum Munde führt, weil man eben ein Messer nicht zum Munde führt. So zerschneide ich den Fisch nicht mit dem Messer, weil das Fleisch des Fisches zehnmal appetitlicher und wohlschmeckender wirkt, wenn man es in seine Muskelschichten zerlegt; aber ich habe keine Ahnung von dem mysteriösen Ursprung dieses Gebots, dessen Übertretung den wahrhaft vornehmen Charakter mit Schauern des Entsetzens schüttelt, ganz wie jenen reichgewordenen Handschuhmacher, der mir vor kurzem händeringend erzählte, daß ein gewisser reichgewordener Strumpfwirker „den Fisch mit's Messer esse!" Welche Gefühle müssen die Brust eines vornehmen Menschen durchtoben, wenn er den Koch einen großen Fisch mit dem Messer ausweiden und zerteilen sieht! Ich nehme Suppen und Getränke nicht hörbar zu mir, obwohl es in den Romanen immer heißt: „Der Graf schlürfte mit Behagen seinen Morgenkaffee;" ich gieße nicht den letzten Rest der Suppe aus dem Teller in den Löffel; aber, aber, aber — ich tunke zuweilen Brot in die Braten-

sauce! Ich habe mich einmal auf vier Monate in die Wüste Gobi oder Schamo zurückgezogen, um zu ergrübeln, warum man Brot nicht in die Sauce tunken darf. Man tunkt Fleischstücke und Kartoffeln in die Sauce — warum nicht Brot, fragte ich mich. Darf man Brot nicht mit Fett in Berührung bringen? Unsinn, man schmiert doch Butter aufs Brot, man tränkt Brotstücke mit Fett und röstet sie usw. Kurz, ich hab's nicht ergründet. Aber darin liegt eben meine Unheilbarkeit, daß ich dergleichen Dinge begründet sehen will, während der Mensch mit festen Manschetten dergleichen Dinge eben nicht tut, weil man dergleichen Dinge eben nicht tut. Gräßlich ist es, daß ich noch immer zu Kellnern, die mich bei Tische gewandt und aufmerksam bedienen, ganz klar und vernehmlich „Danke" sage; ja, wenn ich alle Haltung verliere, bring ich es fertig, mir das Salz, das der Kellner beim Decken vergessen hat, vom nächsten Tische selbst herbeizuholen! Dergleichen hängt mir eben vom Elternhaus an, wo wir für die Gewürze keinen besonderen Bedienten hatten. Aber eines, ein Furchtbares hab ich doch wenigstens abgelegt:

ich stecke mir die Serviette nicht mehr oben in den Halskragen. O, hat das Überwindung gekostet, eh ich's soweit brachte. „Die Serviette ist doch u. a. zum Schutze gegen Beckleckerung da," sagte ich. „Man bekleckert sich nicht," erwiderte man mir. „Aber man kann doch Malheur haben," meinte ich, „selbst Karl der Große kann sich bekleckern, wenn er Suppe ißt. Und was nützt ihm die Serviette über den Hosen, wenn er sich die Weste bekleckert!" „Man bekleckert sich nicht," erhielt ich zur Antwort. Vor diesem Herrn „Man" hab ich seitdem einen unheimlichen Respekt. Schließlich hab ich durch eigene Überlegung herausgebracht, daß es besser ist, die Serviette nicht in den Kragen zu stecken; zu dem Bilde einer schönen Tafel gehört auch das Bild der schönen Toiletten, und diese dürfen nicht durch weiße Laken verdeckt werden, das leuchtet mir ein. Noch andere Gründe sprechen dafür, die Serviette unter dem Tisch zu behalten, kurz: auch ich lege sie mir jetzt über's Knie; aber da rutscht sie dann oft herunter und auf den Fußboden. Das gab einen neuen Kampf; wenn ich mich bückte, um sie aufzu-

heben, bemerkte ich gelegentlich wohl, daß meine Nachbarin nervös bei Seite rückte und ein indigniertes Gesicht aufsteckte. Ich begriff das anfangs garnicht, bis man mir eines Tages klarmachte, daß in solchem Falle jede feine Dame denke: Er wird mir in die Waden kneifen. Da ich in noblen Kreisen noch recht unbewandert war, so war ich auf diesen Gedanken gar nicht verfallen.

Von Servietten weiß ich übrigens noch eine feine Geschichte. Ein Fürst hatte einmal einen hochverdienten Bürgersmann zum Essen geladen, und als man sich zu Tische gesetzt hatte, band sich der Bürger die Serviette um den Hals. „Wollen Sie sich rasieren?" fragte der Fürst und machte auf diese feine Weise den Plebejer auf seinen Erziehungsmangel aufmerksam. Mein Vater lehrte uns — nicht durch Worte, sondern durch sein Beispiel — daß man keinem Menschen ohne dringende Not wehtun, ihn zum Beispiel nicht beschämen dürfe. Er wäre über die vorgebundene Serviette stillschweigend und nichtssehend hinweggegangen, ja, er hätte sich wahrscheinlich die seine auch um den Hals gebunden — ich glaube, man nannte

das damals Höflichkeit des Herzens oder Herzenstakt. Ein Fürst saß auch einmal in einer Equipage, als ein alter, weißhaariger Bürgermeister zu ihm einsteigen sollte. Dieser hatte die Pferde zur Rechten und erwog nun: Soll ich über die Beine des hohen Herrn hinwegklettern? Das ist wohl nicht ganz schicklich. Oder soll ich ihn bitten, ein wenig weiter hin zu rücken? Das geht noch weniger; er muß ja rechts sitzen. Ich werde halt doch über seine Beine klettern. Als er aber den Versuch dazu machte, beschrieb der Fürst mit dem Zeigefinger einen großen Bogen nach hinten, und der alte Mann stiefelte errötend hinten um den Wagen herum durch den Straßenschmutz, um von der anderen Seite einzusteigen. Meinem Vater, der von einem ganz kleinen Kaufmann abstammte, wäre ein aus solchem Grunde errötender Greis ein unerträglicher Anblick gewesen; er hätte gerufen: „Kommen Sie, kommen Sie!" hätte den alten Herrn ruhig über seine Beine klettern lassen, und wenn dieser ihm auf den Fuß getreten hätte, so hätte er keine Notiz davon genommen oder einen Witz gemacht, über den der Bürgermeister hätte mitlachen können. Wie

hätte man auch von meinem Vater besonders viel Lebensart erwarten sollen.

Als ich noch nicht so fein war wie heute, hat mir eine andere Geschichte viel Spaß gemacht. Ein englischer Prinz war mit seinem Gefolge bei einem indischen Rajah zu Gaste (oder umgekehrt, das ist einerlei) und eines Tages wurden Spargel gegessen. Wenn die indischen Festteilnehmer eine Spargelstange bis auf den holzigen Rest aufgesogen hatten, warfen sie diesen Rest über die Schulter hinweg nach hinten auf den Fußboden. Das sehen und sofort nachmachen, war für den englischen Prinzen selbstverständlich und danach natürlich auch für sein Gefolge. Ich habe nie in meinem Leben Vergnügen daran empfunden, wenn ausgesogene Spargelreste auf dem Fußboden lagen; aber so tief habe ich immerhin einmal gestanden, daß ich in dem Betragen der Engländer ein Beispiel ausschweifender, aber herzerquickender Höflichkeit erblickte.

Um auf jene Akademie des feinen Tones zurückzukommen, so wurde in diesem Alpenhotel, da es ganz vorwiegend von Deutschen besucht wurde, fast nur Französisch und Englisch ge-

sprochen. In der Halle und den Konversationsräumen hörte ich wenigstens nichts als: Donnez quelque chose au cocher, si'l vous plaît und Il fait beau und Oh, it is a very nice walk und solche Sachen, wie es zur Feinheit gehört. Später freilich, in einem anderen Alpenhotel, ist mir ein Verdacht aufgestiegen. Das war zwar auch ein feines, aber ein altes Hotel und hatte noch immer keinen Fahrstuhl. Die Gäste mußten also die Treppen eigenfüßig hinaufsteigen, und da bemerkte ich wiederholt, daß sie nach Erledigung der ersten 25 Stufen schimpften und zwar immer auf deutsch. Bei Atemnot war ihnen das Deutsche offenbar natürlicher, und zum Schimpfen ist diese Sprache ja wirklich vollkommen gut genug. Eine süddeutsche Baronin beherrschte das Französische so vollkommen, daß sie, auch wenn sie deutsch sprach, stets „Otomobil" sagte und mich mitleidig anlächelte, als ich das Wort auf die gewohnte Weise aussprach. Sie wußte eben sehr gut, daß au im Französischen = o lautet. Diese Dame hatte von einer anderen vernommen, daß ich die deutsche Literatur bevölkere und von ihr einen Band meiner

Gedichte entliehen. Eines Tages fragte sie mich, indem sie das Buch auf der Hand wog, mit mäzenatischem Lächeln: „Wie lange brauchen Sie nun zu so einem Band?“ Ich Tölpel errötete, starrte sie an, blieb lange sprachlos und stammelte endlich: „Ja — Frau Baronin — das läßt sich ja wohl nicht bestimmen.“ Da lächelte sie noch viel mitleidiger als bei dem Automobil. Ich krieg eben die Unterhaltung mit Gebildeten nicht heraus. Bei einigem Schliff hätte ich gesagt: „Solch ein Band erfordert bei gutem Befinden drei Wochen, Frau Baronin, bei Zahnschmerzen etwas länger“ oder dergleichen. Es kommt ja bei der feinen Konversation gar nicht auf die Richtigkeit an, sondern nur darauf, daß man nicht stockt. Nur nicht stillschweigen, das gilt auch beim Staatsexamen.

Übrigens hätte ich in demselben Hotel bei einem Haar einen bösen faux pas begangen, wenn mich nicht ein kleiner Türhüter — kein Kavalier öffnet selbst eine Tür, auch die leichteste nicht — davor bewahrt hätte. Ich hatte eine Postkarte geschrieben und sämtliche Treppen hinuntergetragen, um sie in den

am Hause befindlichen Briefkasten zu stecken, und hätte das zweifellos getan, wenn sie mir der Junge — ich glaube, man sagt auf gebildet: Groom — nicht noch im letzten Augenblicke, drei Schritt vor'm Kasten! entrissen und in den Kasten gesteckt hätte! Als ich erkannte, in welcher Gefahr ich geschwebt hatte, schlich ich beschämt von dannen.

Das Herz voll von Dankbarkeit für alles Gute und Große, das ich in diesem Hotel für meine Seele geerntet hatte, verteilte ich beim Abschied Trinkgelder an

den Portier für Aus- und Eingang,
den Portier für die Post,
das Zimmermädchen,
den Hausdiener für Stiefel und Kleider,
den Hausdiener für das Gepäck,
den Liftboy,
den inneren Türöffner,
den äußeren Türöffner,
den Zimmerkellner,
den Frühstückskellner,
den Dinerkellner für Speisen,
den Dinerkellner für Getränke,
den Oberkellner, den ich bei dieser Gelegenheit kennen zu lernen die Freude hatte.

Der Portier für die Post hatte zwar drei Telegramme und vier Briefe zurückgehen lassen, weil er glaubte, der Prolet mit dem fertiggekauften Schlips sei schon abgereist; aber einem Mann in goldbetreßter Uniform, der einen Bart hat wie der Moses des Michel Angelo und in sieben Sprachen vorteilhaft Geld wechseln kann — nicht wahr, dem kann man nicht gut Vorhaltungen machen wie einem Reichskanzler. Er erhielt also seinen Anteil an dem Trinkgeld, das — eben infolge meines Dankgefühls — recht beträchtlich ausfiel. Sie machen, lieber Leser, ein Gesicht, als wenn Sie sagen wollten: Was verstehst du unter einem beträchtlichen Trinkgeld. Nun, ich pflege zwar nicht mit dem Gelde zu schmeißen; aber der Zimmerkellner sagte immerhin nach dem Trinkgeld: „Herr Geheimrat", der Frühstückskellner „Herr Kommerzienrat", der Hausdiener für Stiefel, obwohl meine Absätze gerade ein bißchen schief waren, „Herr Baron", und der Oberkellner eröffnete ein leutseliges Gespräch über das Wetter. Ist das Beweis genug?

Als ich dann das Hotel verlassen wollte, bildeten am inneren Ausgang

sieben soigniert gekleidete Herren im Frack Spalier, eine Aufmerksamkeit, die mich um so tiefer rührte, als ich die Herren nie zuvor gesehen hatte. Ich schritt diese Ehrenkompagnie unter freundlichem Kopfnicken ab und drückte dem rechten Flügelmann 20 Heller in die Hand. „20 Heller," sagte er zu seinem Nachbarn, und dann ging es von Mund zu Mund die Reihe entlang, woraus ich deutlich entnehmen konnte, daß ich das Richtige getroffen hatte.

Draußen stand der „Groom" und blickte abwechselnd auf mich und auf den Briefkasten. Ich erinnerte mich seiner Rettungstat und belohnte sie ebenfalls mit 20 Hellern, und als ich dann in den Hotelwagen gestiegen war und den schlagöffnenden Stallknecht gebührend beschenkt hatte, entließ mich der „Proprietaire" mit einem huldvollen Neigen des Hauptes wie einen gleichberechtigten Gentleman.

Gleichwohl bin ich nicht größenwahnsinnig genug, meine Erziehung für irgendwie abgeschlossen zu halten. Ich weiß nur zu gut, wie viel mir noch fehlt an einer wirklichen Oberkellnerkultur. Immer wieder passiert es mir, daß ich rechtzeitig ins Konzert oder

Theater komme und bis zum letzten Ende dableibe wie ein Bauer, obwohl man doch ein Konzert so wenig zu Ende hört, wie man die Reste eines Ragouts vom Teller leckt und man dem Beethoven natürlich die letzten Prestissimi seiner Neunten schenkt, wie man die letzten Austern auf der Schüssel liegen läßt und man doch überhaupt die ganze Sache zuhause auf dem Grammophon hat. Noch immer ertappe ich mich darüber, daß ich Leuten, die mich auf Reisen, in der Eisenbahn, an der Wirtstafel, ja, auf der Straße anreden, ganz freundlich antworte, ohne daß sie mir vorgestellt worden sind und ohne daß ich weiß, ob sie aus einwandfreier Familie stammen. Noch immer kann es mir begegnen, daß ich auf einem großen Subskriptionsballe mit weißen Handschuhen erscheine, wenn die Mode schon seit 14 Tagen auf das unerbittlichste gelbe vorschreibt; noch immer lese ich den Shakespeare, den Goethe, den Schiller, den Bürger, den Hebbel und viele andere mit all ihren Unterleibsderbheiten, ohne mit der Wimper zu zucken, obwohl ich doch einen Literaturlehrer gekannt habe, der die Szene in Auerbachs Keller, die

Erzählung Spiegelbergs und dergleichen für „äußerst unfein" erklärte und solche Entgleisungen der Dichter auf eine „mangelhafte Kinderstube" zurückführte. Er war sonst ein giftzähniger kleiner Schubjak, der es uns nie verzieh, wenn wir seine bockledernen Vorträge nicht hören wollten und der beim Biere zotige Umdichtungen der lateinischen Genus-regeln vortrug; aber den Dichtern, die mehr konnten als er, war er eine strenge Gouvernante. Und in dem, was ich selbst schreibe, bin ich Tölpel genug, meine Gedanken und Gefühle so auszudrücken, daß mehrere andere sie verstehen können, anstatt es fein zu machen wie das Orakel zu Delphi und zu sagen: „Wenn Krösus über den Halys geht, wird er ein großes Reich zerstören," wobei es dann jedem freisteht, seine Gedanken diesseits oder jenseits des Halys weiden zu lassen.

Als ich kürzlich mit losen Manschetten, fertig gekauftem Schlips und gewöhnlichen Lederstiefeln in ein pikfeines Restaurant ging und mir Austern und eine Flasche Pommery bestellte, da sah ich deutlich, wie der Kellner erbleichte und sich erst mit seinen Kollegen zu

einem Konsilium zurückzog. Die Angst, die der arme Mensch empfand, gönn ich keinem Hund; als der Pommery gebracht war, beobachtete ich sehr genau, daß die Kellner sämtliche Ausgänge des Lokals unablässig im Auge behielten. Ich hatte bis dahin die kindliche Einbildung gehegt, es genüge, zum Essen sauber und, wenn es sich machen lasse, möglichst schön gekleidet zu erscheinen, und wußte doch, daß der Engländer und folglich auch der Deutsche zu jedem besseren Essen im Frack erscheint. Ein Kavalier ist nur vornehm und schön gekleidet, wenn man den Hosenschlitz sehen kann. Kurz: es muß anders werden mit mir.

Ich habe gehört, daß Manolescu, „der König der Hoteldiebe," wie er, glaub ich, selbst sich nannte, bei den Hoteliers und Kellnern unbeschränkten Kredit genoß. Warum? Nun, ganz einfach, weil er Tournure besaß, weil er stets à quatre épingles gekleidet ging, weil Unsicherheit des Auftretens ihm ein unbekanntes Gefühl war. Sobald du dir vertraust, sobald hast du zu leben. Ich will diesen Mann aufsuchen, will sehen, ob er Schüler annimmt und ob ihm meine Natur-

gaben aussichtsvoll genug erscheinen, um mich seines Unterrichts zu würdigen. Natürlich will ich bei ihm nicht stehlen lernen; ich will nur versuchen, ihm seine Vornehmheit abzulauschen, sein sicheres Auftreten, jenes savoir vivre, jenen port de roi, jenes je ne sais quoi, jenes — — na ja.






# Die Ziege

Die Sache begann sehr harmlos. Als ich vor Jahren einmal mit Roswithen spazieren ging, fragte sie mich:

„Vater, magst du gern Ziegen leiden?"

Ich kann eigentlich nicht behaupten, daß ich die Reize der Ziegen überwältigend finde; es sind ja auch nicht gerade die schönsten und liebenswürdigsten Damen, die man als Ziegen bezeichnet.

Ich antwortete also langsam, gedehnt und ohne jeden Schwung:

„Nun jaaa — hm, — wie man's nimmt — warum nicht?"

„Ich schrecklich gern!" seufzte Roswitha. „So kleine junge Ziegen find' ich reizend!"

Ja, wenn sie noch klein sind, sind sogar die Menschen reizend. Dachte ich, sagte ich natürlich nicht.

Damit schien dieses Thema erschöpft.

Wir hatten damals nur einen recht kleinen Garten, in dem freilich ein paar alte mächtige Bäume standen, eben deshalb aber Gras und Kräuter nur kümmerlich gediehen.

Nach Monaten spazierten wir durch einen wunderschönen, riesengroßen Park, einen Park, dessen sich der reichste König nicht zu schämen brauchte, einen Park wie ein kleines Fürstentum, mit Hügeln und Tälern, Teichen und Tempeln, Rosenlauben und Wiesen.

„Vater," fragte Roswitha, „wenn der Mann, dem dieser Park zugehört, dir ihn abverkaufen wollte — kauftest du ihn denn?"

„Nein," versetzte ich mit großer Klarheit. Ich wußte wohl, warum.

„Aber wenn er ihn dir schenken wollte — nähmst du ihn denn?“

„Ja,“ versetzte ich mit erhöhter Klarheit. Falsche Scham schien mir hier nicht am Platze.

„Ich auch!“ rief Roswitha triumphierend. „Und weißt, was ich denn täte?“

„Hm?“

„Denn kaufte ich mir 'ne süße kleine Ziege, und die ließ' ich auf der Wiese grasen. Denn hat sie doch genug zu essen, nicht?“

„Ich denke doch.“

Wir wurden durch den Schrei eines radschlagenden Pfauen abgelenkt, und ich machte keine Anstrengungen, das verlassene Thema wieder aufzunehmen. Und Roswitha schien zu fühlen: Für heute ist es genug. Man soll nichts forcieren.

Die Lektüre seiner Kinder kann man nicht sorgfältig genug überwachen. Ich hatt' es daran fehlen lassen: Roswitha erwischte eine Geschichte mit einer Ziege darin. Es war „Heidi“ von Johanna Spyri, gewiß eine nette Geschichte, wenn keine Ziege darin wäre, und wenn die nicht noch obendrein „Schneehöppli“ hieße. Durch Namen fixieren wir die

Begriffe, nageln wir sie in unserm Gedächtnis fest. Nun hatte Roswithens Sehnsucht einen Namen: „Schneehöppli"; nun saß die Sehnsucht fest.

„Wenn ich verheiratet bin, dann kann ich doch tun, was ich will, nicht?"

Sie nahm mein Schweigen für Bejahung.

„— und wenn ich denn Ludwig heirate, denn kauf' ich mir 'ne Ziege, und die soll „Schneehöppli" heißen. Wenn ich Fritz heirate, der will drei Kinder haben; aber wenn ich Ludwig heirate, der will keine Kinder haben, denn schaff' ich uns 'ne Ziege an."

Von Zeit zu Zeit rückte der Termin des Ziegenkaufes ein tüchtiges Stückchen vor.

„Wenn ich groß bin, denn kauf' ich mir —" und so weiter. —

„Wenn ich nicht mehr zur Schule gehe und 'n ganzen Tag frei habe, denn kauf' ich mir —" und so weiter.

Roswithens ältere Schwester Herta verdiente seit einiger Zeit Geld. Das kam so. Meine Frau und ich sind übereinstimmend der Meinung, daß selbst eine sauber gespielte Sonate von Beethoven, und die Fähigkeit, „Comment vous

portez-vous" und „I am very glad to see you" und solche gebildeten Dinge zu sagen, für den Lebenskampf eines Weibes nicht ganz ausreichen. Unsere Töchter lernen deshalb einen richtigen Beruf, und Herta interessierte sich lebhaft für den Haushalt. Sie trat bei ihrer Mutter in die Lehre und mußte von der Pike auf dienen, wenn man das Gerät, mit dem der Fußboden gescheuert wird, eine Pike nennen kann. Sie bekam den Namen „Minna", wurde mit „Sie" angeredet und erhielt 50 Taler Lohn pro anno, und abgesehen davon, daß sie öfters der Herrschaft gegenüber einen etwas vertraulichen Ton anschlug und gelegentlich den Hausherrn küßte, füllte sie ihre Stelle redlich aus.

„Wenn ich so groß bin wie Herta," sagte Roswitha, „denn dien' ich auch bei euch, und denn verdien' ich auch Geld, und denn kauf ich mir 'ne Ziege." Sie mochte sich vorstellen, daß eine Ziege so einige tausend Mark koste, und wir hüteten uns schwer, dieses wohltätige Dunkel aufzuhellen.

Gelegentlich vertauschte Roswitha die direkte Methode mit der indirekten. Sie redete dann nicht zu den Eltern, sondern

zu den Geschwistern von Ziegen, natürlich nur, solange mindestens eines der Eltern in Hörweite war. Sie schilderte in lebendigen Farben das Werden und Wachsen, das Leben und Treiben, das Springen und Meckern — kurz: der Ziegen über alles bezaubernde Schönheit und Anmut. Gelegentlich streifte mich von unten herauf ein forschender Blick, den ich auch dann sah, wenn ich sie nicht anblickte, den ich mit jenen Augen wahrnahm, die man im Rücken und an beiden Seiten hat.

Als einmal wieder die Weihnacht nahe war, kam es zu einem kleinen Vorpostengefecht. Roswitha wurde nach ihren Wünschen gefragt.

„Mein höchster Wunsch ist ja natürlich 'ne Ziege; aber —"

„Aber Liebling," rief meine Frau, „wie sollen wir denn hier in der Stadt eine Ziege halten! Wenn wir so ein Tierchen anschaffen, muß es doch auch sein Recht haben! Wo sollen wir's denn unterbringen!"

„Hm," machte Roswitha mit nachdenklichem Gesicht, „in der Küche kann sie ja nicht sein."

„Nein," erklärte meine Frau entschie-

den, „in der Küche kann sie nicht sein!" Dieser Versuchsballon war geplatzt.

„Das arme Tierchen würde sich gar nicht wohl fühlen bei uns," versicherte meine Frau.

Damit hatte sie die richtige Stelle in Roswithens Herz getroffen. Nein, wenn es sich nicht wohl fühlte, dann ging's nicht, das sah sie ein, sah sie wenigstens für einige Monate ein. Länger dauern menschliche Einsichten ja selten, weil inzwischen das Zuckerrohr der Wünsche wieder mächtig herangewachsen ist.

Unglücklicherweise mußte sie über den Robinson geraten. Hatte Heidi eine Ziege gehabt, so hatte Robinson eine ganze Insel voll wilder Ziegen, aus denen er sich nur aussuchen konnte. Ich bin überzeugt, der arme Verschlagene erschien ihr als der beneidenswerteste der Menschen, weil er in Ziegen förmlich schlampampen konnte.

Und dann kaufte ich ein Haus auf dem Lande, und noch eh wir's beziehen konnten, fuhren wir täglich hinaus und erquickten uns an der frischen, unverbildeten Natur, an den duftenden Hainen und Hecken, an den saftiggrünen Wiesen,

auf denen man endlich einmal wieder unbekleidetes Rindvieh sah. Und endlich nahmen wir Besitz von dem Hause und dem stattlichen Garten, der vier mehr oder minder ansehnliche Rasenplätze aufwies. Wenn Roswitha jetzt mit ihren Geschwistern von Heidi, Robinson, Polyphem und ähnlichen Glückspilzen sprach, dann hatten ihre Blicke etwas Bohrendes, Sengendes; sie gingen durch Rock und Hemd bis auf die Haut, wie die Sonnenstrahlen aus einem Brennglas.

Um ein Ende zu machen, schenkten wir ihr einen Dackel namens Männe. Einen Hund zu beherbergen, zu pflegen und zu zügeln, dazu reichten unsere Erfahrungen und tierpädagogischen Talente allenfalls aus. Dieser Dackel verschaffte uns endlich Ruhe. Das klingt zwar widerspruchsvoll, ist aber doch richtig; die Seele hatte Ruhe.

Ruhe für ein Jahr und fünf Monate. Dann wurde uns klar und klarer, daß Hunde nur als eine Abschlagszahlung auf Ziegen anzusehen sind. Vielmehr: Roswitha betrachtete Männe nur als die Summe der aufgelaufenen Zinsen; der Wechsel war so unbezahlt wie je.

Ein Unglücksbengel aus dem Dorfe

mußte ihr eines Tages erzählen, er könne ihr eine kleine Ziege für eine Mark fünfzig verkaufen.

Aufgelöst kam Roswitha nach Hause.

„Vater! Mutter! 'ne Ziege kostet bloß eine Mark fünfzig! Ich hab ja fünf Mark in mei'm Spartopf; darf ich mir eine holen?"

„Liebe Roswitha, es ist nicht wegen der Mark fünfzig; eine Ziege braucht doch auch einen ordentlichen Stall, und den haben wir nicht, können wir in unserm Garten auch gar nicht anbringen."

Damit war auch dieser Angriff abgeschlagen.

Eine Woche später, auf einem Spaziergange, zwang sie mich plötzlich, meinen Schritt anzuhalten.

„Vater, möchtest du dies Haus haben?"

„Nicht geschenkt!" versetzte ich mit Nachdruck. Es war eine sogenannte „Villa" im denkbar schauerlichsten Maurermeisterstil.

„Ich möcht' es haben!" hauchte sie sehnsuchtsvoll.

„Nanu?" rief ich. Ich sah mir unwillkürlich den Zementphantasieschrank noch einmal an. „Warum denn?"

„Dahinter ist 'n Stall," sprach sie andachtsvoll.

Das Verhängnis ging seinen Gang wie in einem Schicksalsdrama. Nachbarkinder, mit denen Roswitha gelegentlich spielte, bekamen eine Ziege zum Geschenk.

Das hatte ein Gutes: wenn Roswitha weder im Hause noch im Garten zu finden war, wir brauchten uns nicht zu ängstigen, wir brauchten nur zu der nachbarlichen Ziege zu gehen, da war sie. Sie mußte von der Ziege weg zum Essen, sie mußte von der Ziege weg ins Bett geschleift werden.

Und eines Morgens beim Frühstück begann sie:

„Vater, ich weiß was. Unten im Keller haben wir doch so 'ne große Bücherkiste, nicht?"

„Ja!"

„Da machen wir einfach 'ne Tür hinein, und denn ist das 'n Ziegenstall."

Da riß mir die Geduld.

„Roswitha," sagte ich ernst, „nun hörst du endlich auf mit deiner Ziege, nun hab ich's satt. Du bekommst keine Ziege, und damit basta. Schrumm!"

„Schrumm" hätte ich vielleicht nicht

sagen sollen; es paßt nicht in den Ernst eines Ultimatums.

Aber die Absage wirkte. Roswitha sprach weder von Stall noch Ziege mehr, nicht einmal andeutungsweise, nicht einmal zu den Geschwistern. Sie ging fortan still einher, aber nicht etwa traurig, nicht etwa gedrückt, nein, nur mit der stolz zusammengerafften Kraft eines Entsagenden, der das Unvermeidliche trägt, weil es getragen werden muß, und sich für die verlorenen Freuden der Welt durch ein gesteigertes Innenleben entschädigt.

Es war ja vielleicht etwas hart von mir, ihr die Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches zu versagen. Aber meine Frau sowohl wie ich haben nach Begabung und Lebensgang so entsetzlich wenig mit Viehzucht gemein, daß wir uns geradezu davor fürchteten, uns so ein Geschöpf auf den Hals zu laden. Und schließlich soll man seinen Kindern doch auch nicht jeden Wunsch erfüllen. Sie werden ja schon ohnedies viel zu sehr verwöhnt. Es kann ihnen gar nichts schaden, wenn sie einmal mit ungestümer Nase gegen eine verschlossene Tür rennen. Das Leben wird ihnen mehr solcher Türen

zeigen. Roswitha schien durch ihren Verzicht gesetzter, ihre Augen, ihr ganzes Gesicht schien seelenvoller geworden zu sein.

Meine Frau und ich kamen spät in der Nacht aus fröhlicher Gesellschaft heim und wollten uns eben zur Ruhe begeben, da sahen wir auf dem Nachttischchen einen Brief liegen. Auf dem Umschlag stand: „An Mammi und Pappi" von Roswithens Hand. Wir öffneten und lasen gemeinsam:

„Meine süßen geliebten Wonne-Eltern bitte bitte schenkt mir doch eine ganz kleine Ziege, ich will auch gar nichts zu meinem Geburztag und zu Weinachten haben und ich will mir auch schrecklich Mühe in der Ortografi geben, Du sollst sehen, Mammi, wenn ich groß bin, schreib' ich ganz richtich, und ich will auch ein guter Mensch werden und garnicht mehr heftig und jezornig sein. Ich bitte euch so schrecklich, schenkt mir 'ne Ziege, wenn Mutti mich unterrichtet denk ich immer blos an die Ziege. Tausend Billonen Küsse von eurer

Roswitha."

Was soll ich weiter sagen — am nächsten Morgen bewilligten wir die Ziege. Die Wirkung war von ungeahnter Art. Roswitha wollte auf uns zueilen; aber plötzlich warf sie sich auf einen Stuhl und brach in ein herzbrechendes Schluchzen und Wimmern aus.

Entsetzt liefen wir hinzu: „Was ist denn? Was fehlt dir, Kind?"

„Uuhuhuhuu, ich freu' mich so — ich freu' mich so, uuhuhuhuuu!"

Solange sie um ihre Ziege gerungen hatte, hatte sie nie — das mußte man ihr lassen — hatte sie nie versucht, durch Tränen auf meine Stimmung zu drücken. Jetzt brach die aufgestaute Flut mit Allgewalt hervor.

Sobald sie sich beruhigt hatte, machte sie sich auf den Weg, um den Jungen mit der 15 Groschen-Ziege zu suchen. Sie fand ihn auch, und er verpflichtete sich hoch und heilig, am folgenden Tage die Ziege zu liefern. Wenn die folgende Nacht ihr die Wiesen des Traumes zeigte, so waren sie gewiß alle, alle voll Ziegen.

Der folgende Tag kam, aber mit ihm kein Junge und keine Ziege. Sie harrte geduldig bis in den sinkenden Abend und sagte dann: „Na, er hat wohl keine

Zeit gehabt: er kommt morgen gewiß; er hat es mir ganz fest versprochen."

Allein, der meineidige Bube kam auch am folgenden Tage nicht. Roswitha suchte ihn durchs ganze Dorf, viele Stunden lang, aber vergebens; nach seiner Wohnung hatte sie im Taumel der Freude nicht gefragt. Sie ging schweigend zu Bett; aber als meine Frau sie in der Frühe weckte, war ihr Kopfkissen naß von Tränen.

„Hast du heute nacht geweint, Kind?" fragte die Mutter.

„Ich weiß nicht," antwortete Roswitha. Sie wußte es wirklich nicht.

Inzwischen war ein provisorischer Stall gezimmert worden, und es war die Nachricht eingetroffen, ein Bauer im Dorfe habe Ziegen zu verkaufen. Da zogen Herta, Roswitha und Männe mit einem Blockwagen aus, um eine Ziege zu suchen, und fanden ein Königreich. Eine gute halbe Stunde später — Männe als Läufer mit fliegender Zunge vorauf — hielt Höppli (so wurde er der Kürze wegen genannt), von den beiden Mädeln gezogen, im Triumphblockwagen seinen Einzug. Seinen Einzug; Höppli war nämlich ein kleiner Bock.

Ich muß gestehen, daß mich bald ein

Reuegefühl über meine lange, hartnäckige Weigerung ergriff. Es war ein schneeweißes und wirklich allerliebstes Tierchen; Roswitha hängte ihm ein seit Jahren bereit gehaltenes, gesticktes Halsband mit einem Glöckchen um, und in seinen Sprüngen war der ganze, entzückend ahnungslose Humor eines jungen Mannes. Und wenn Roswitha das Tierlein auf den Schoß nahm und ihm die Saugflasche gab, und Männe die vorbeifließenden Tropfen leckte, dann versammelte sich nicht nur die ganze Familie zu dieser feierlichen Handlung, nein, die Leute auf der Straße blieben staunend stehen und riefen: „Nein, wie ist das reizend!" Dann sprang Roswithas Herz genau wie das Böcklein.

Wenn aber Höppli durch die Straßen spazieren sprang, dann folgte ihm ein Ehrengeleite von 23 Nachbarskindern, ganz wie bei einem Kaiser oder König, und besonders dekorativ wirkte Peter Petersen in Helm und Panzer der Gardekürassiere und mit dem Daumen im Munde. Höppli war die Sensation der Straße, war der Clou der Saison, und als das 23er-Kollegium erklärte, Höppli sei noch viel schöner als jene Nach-

barsziege, die inzwischen eine alte Ziege geworden war, da stand Roswitha auf dem Gipfel ihres Glückes.

Indessen: Roswitha hatte täglich drei oder vier Stunden Unterricht bei der Mutter, mußte außerdem Klavier spielen, gelegentlich zum Turnen oder Zeichnen gehen und auch sonst allerlei außer dem Hause besorgen. Es fiel Höppli nicht im Traume ein, sich das stillschweigend gefallen zu lassen; er verlangte Gesellschaft. Zwar widmete Männe sich ihm mit der weisen Nachsicht und Güte eines gereiften Pädagogen; aber Höppli verlangte Damengesellschaft. Und wenn die nicht da war, so begann er augenblicklich in Zwischenräumen von vier Sekunden zu meckern. Das fanden wir während der ersten zehn Minuten furchtbar komisch, während der zweiten langweilig, während der dritten lästig und während der vierten zum Rasendwerden. Und Höppli wuchs, und mit ihm wuchs seine Stimme. An der Hand meines Chronometers stellte ich fest, daß er 15 mal in einer Minute meckerte, das macht in der Stunde 900; wenn man täglich nur sechs Stunden des Alleinseins rechnete, für den Tag 5400, für die Woche 37800 Mal.

Die Klavierstunden mußten abgebrochen werden; ein Musizieren war natürlich nicht möglich. Meine Frau mußte mit ihrer Schülerin in den bombensesten Vorratskeller flüchten. Ich zog mich, um arbeiten zu können, ins hintere Turmzimmer zurück, allein vergeblich; wenn ich auch physisch kein Meckern vernahm, mein inneres Ohr hörte pünktlich jede vierte Sekunde ein deutlich vernehmbares „Mäh!“ Drei lyrische Produkte dieser Zeit kamen tot zur Welt; ein Roman starb als Embryo, ein Trauerspiel bereits im Keime. Nicht jeder Bocksgesang wird zur Tragödie: das hatte ich schon vorher an der erotischen Dramatik unserer Tage wahrgenommen.

Aber das alles war noch Kinderspiel. Hübsch wurde es erst, als die Nachbarschaft — und mit Recht — sich empörte. Der Nachbar zu unserer Linken holte sein Grammophon, das er mir zu Gefallen eingewickelt hatte, wieder hervor, stellte es ans offene Fenster und ließ es zehnmal stündlich „Das Herz am Rhein“ singen. Ein anderer brannte allabendlich Kanonenschläge ab, die sehr gut gearbeitet sein mußten. Ein dritter, der ein fabelhaft stimmbegabtes Baby

hatte, stellte es in seinem Kinderwagen hart an den Zaun meines Gartens. Es schrie etwas abwechslungsvoller als der Ziegenbock, und das erfrischte vorübergehend; aber auf die Dauer wurde es doch eintönig und so lästig, daß ich verzweiflungsvoll zu meiner Frau sagte:

„Jetzt haben wir uns gefreut, daß wir kein Babygeschrei mehr um die Ohren haben; aber wenn's doch den ganzen Tag brüllt, dafür können wir selbst eins haben!"

„Ja," sagte meine Frau.

Ich hätte ja das Tier während der Nacht heimlich wegbringen und am Morgen sagen können, es sei entlaufen; aber vor den Augen eines Kindes Komödie spielen — das ist schwer und schlimm. Es war auch nicht nötig: Roswitha hatte bereits eingesehen, daß Höppli sich durch sein Benehmen unmöglich mache. Eine ihrer Freundinnen erklärte sich mit Freuden bereit, das Böcklein zum Geschenk zu nehmen — kein Augenblick meines Lebens hat mich freigebiger gefunden. Unverzüglich wurde Höppli zur Bahn befördert; wer schnell gibt, gibt doppelt.

Als aber durch den Novembernebel von weitem das Weihnachtsfest heran-

dämmerte, da schrieb Roswitha auf ihren Weihnachtswunschzettel:

Ein Kaleidoßkob.
Ein Indianer-Anzug.
××××××× Das Versprechen, das ich im Sommer wieder auf 14 Tage eine Ziege haben darf.

(Die sieben Kreuze sollten diesen Wunsch entsprechend hervorheben.)

Über Eines bin ich vollkommen beruhigt: Dieses Kind wird in seinem Leben etwas erreichen, wenn auch vielleicht keine vollkommen tadellose Orthographie.

Und über noch Eines bin ich mir vollkommen klar: Sie ist ein Weib. Wenn es nicht ohnedies feststünde — ihr Kampf um die Ziege macht ihre Weiblichkeit evident. Ich habe erwogen, ob ich diese kleine Geschichte nicht überschreiben solle:

„Die Ziege“ oder „Das Weib“.

In Roswithen ist jenes Weibliche der Lady Macbeth, das einen rauhen Kriegsmann herumkriegt, jenes Weibliche der Gräfin Terzky, das ein Loch in einen Wallenstein bohrt, jenes Weibliche der

Chriemhild, das einen Attila bezwingt. Gewiß: Roswithens gutes, weiches Herz wird niemals zum Hochverrat, wird niemand zum Königs- und Burgundenmord aufstacheln; aber „formal" ist sie eine Lady Macbeth. Natürlich ist ihre Weibnatur noch unentwickelt. Sie würde noch unumwunden zugeben, daß sie sich sehnlichst eine Ziege gewünscht habe. Ein vollkommenes Weib wird sie erst dann sein, wenn sie auf die entsprechende Vorhaltung weit aufgerissenen, starr blickenden Auges und nach zehn Sekunden staunenden Verstummens ausrufen wird:

„Ich mir eine Ziege gewünscht? Ich? Aber keine Idee, Liebling! Wie kommst du nur darauf?!"






Ich bin von je der Ordnung Freund gewesen, und wenn das auch nicht so weit geht, daß ich mich tot im Wochenblättchen lesen möchte, so hab ich es doch stets geliebt, mir obliegende Aufgaben rechtzeitig, d. h. ein gutes Stück *vor* dem gesetzten Schlußtermin zu erledigen. Wenn ich am 3. Januar verreisen will, so muß am 2. abends alles gepackt und für die Reise vorbereitet sein; wenn die Oper um acht Uhr anfängt, so sage ich meinen Damen: „Die Vor-

stellung beginnt um sechs!" Wenn ich an dem und dem Tage einen Vortrag halten soll, so muß er acht Tage vorher fertig daliegen; denn der Gedanke: Vorwärts, vorwärts! hüh, Schimmel, hüh! der für gewisse Hippogryphen etwas Inspirierendes hat, würde den meinigen auf den Fleck festnageln wie ein Karussellpferd, würde mich selbst mit hundert heißen und kalten Fiebern überschütten, mich zum Nachtwandler machen, der im bloßen Hemd aus dem Fenster springt, oder auf irgendeine andere Manier zum Selbstmord treiben. Nichts ist so gründlich mir verhaßt wie Hast, und die Leute, die das Geizen mit Minuten so verstehen, daß sie sie immer vom letzten Ende der Zeit abschneiden müßten, erinnern mich stets an den Baron Münchhausen, der von dem Strick, an dem er sich vom Monde herabließ, das obere Ende abhieb, um es unten anzuknoten: sie kommen schnell herunter. Und so halt ich es für geraten, mich jetzt schon mit meinem Alter vordenkend zu befassen, da ich meinem 50. Geburtstage entgegengehe und somit ungefähr das erste Drittel meines Lebens demnächst zurückgelegt haben dürfte.

Zu allen Zeiten habe ich auf die Frage, ob ich mein ganzes Leben, so wie es gewesen, von Anbeginn noch einmal leben möchte, mit einem heißhungrigen „Ja" beantwortet, immer in der Hoffnung, in dem Frager jemand gefunden zu haben, der die Sache machen könne. Denn ich bin mit einer einzigen ernsteren Ausnahme immer gesund gewesen und habe zu allen Entbehrungen, Sorgen, Kämpfen, Anfeindungen und Kränkungen, die mir natürlich nicht erspart geblieben sind, hundertmal so viel Glück empfangen, wie ich verdiene, und den weitaus größten Teil dieses Glückes schon bei der Geburt. Da ist es zu verstehen, daß ich den Vertrag mit dem Schicksal, der nun bald 50 Jahre läuft, ruhig und zwar zunächst um 100 Jahre verlängern würde, vorausgesetzt, daß der andere Kontrahent ehrlich verfährt und immer eine Mischung von wenigstens annähernd gleicher Qualität liefert. Ich sage „annähernd"; denn ich bin nicht so unvernünftig wie jene Schauspielerinnen, die mit 150 Jahren noch ruhig die Rolle des Walther Tell übernehmen. Ich verlange nicht, daß ich mit 1½ Centennien noch übers Pferd

springen könne, umso weniger, als ich schon in meinen Rekrutenzeiten in diesem Punkte nicht vordringlich war, erwarte nicht, daß mir nach einem Jahrhundert noch Söhne und Töchter geboren würden, so freudig ich sie willkommen heißen würde, nicht, daß man mich bei solchen Jahren noch einen dummen Jungen schimpfe, wie es jenem Siebzigjährigen widerfuhr, der auf einem Spaziergange ermüdete und zu dem sein Vater sagte: „Das hat man davon, wenn man solchen Lausbuben mitnimmt!" wodurch der Bengel sich so geschmeichelt fühlte, daß er wieder munter ausschreiten konnte. Mit unabänderlichen Tatsachen habe ich mich von jeher abzufinden gewußt; so sehe ich denn auch der Tatsache, daß Alter nicht Jugend sein kann und 100 weniger ist als 20, ohne vorzeitiges Zittern ins Gesicht. Ja, ich habe sogar einen ausgezeichneten, ganz selbstlosen und ehrlich gemeinten Grund, mir ein ziemlich hohes Alter zu wünschen. Der Tod hat für mich keine Schrecken, das habe ich schon 1892 festgestellt, als ich doch erst 30 Jahre alt war und als in Hamburg die Cholera wütete und der Tod fast stündlich zweispännig an meinem

Fenster vorüberjagte. Jeder Hamburger machte sich damals mit dem Gedanken vertraut: Der nächste bist du. Mir war daran immer nur Eines furchtbar: Der Jammer der Zurückbleibenden. Es gibt in meiner Umgebung ein paar Menschen, für die, mir verwunderlich genug, mein Dasein einen gewissen Gemütswert besitzt, und wenn ich mir deren Gefühle bei meinem etwaigen vorzeitigen Hinscheiden vorstelle, dann wird mir nicht gut ums Herz. Darum wünsche ich mir, daß ich in einem Alter von hinnen gehe, da die Herzen meiner Kinder längst in anderen Gemütsgründen fest verankert sind und sie mein Verschwinden nur noch mit einer leisen, ich möchte fast sagen: schönen Wehmut empfinden und da die Freunde sagen: „Nun, der alte Herr hat ja ein schönes Alter erreicht; einen Tod sind wir der Natur ja alle schuldig; er hat ja wenigstens etwas vom Leben gehabt, usw." und dann mit einem Aufatmen den Trauerzylinder rasch wieder in den Schrank stellen, um noch rechtzeitig zur Börse zu kommen. Ich will damit durchaus nicht sagen, daß man mich unauffällig entfernen solle; ich möchte mit Beethoven-

scher Musik bestattet werden, für den Fall, daß man doch noch etwas hört (nur nicht mit Trauermärschen!) und mit vielen Syringen, für den Fall, daß man doch noch etwas riecht und sieht; ich möchte, daß der Tag meiner Bestattung, wenn auch nicht gerade ein Jubeltag, so doch ein Festtag sei, daß meine Gäste an jenem Tage einen extra guten Wein bekommen, und zwar auch die etwaigen Kritiker und Literaturprofessoren, die mir bei dieser Gelegenheit die erste Ehre erweisen. Nur Gemütserschütterungen möchte ich vermieden sehen, soweit sie den Leidtragenden nicht angenehm sind; denn zu einem Mitleid mit dem Entschlafenen liegt wirklich kein Grund vor.

Wenn man mir das glaubt — und man darf es mir glauben — dann darf man mir auch glauben, daß mich das Alter nicht schreckt, sofern es Entsagung und Ergebung in das Unabänderliche ist. Soweit ich denken kann, hab ich immer alle vier Jahreszeiten geliebt: den bunten Frühling, den goldnen Sommer, den roten Herbst und den silbernen Winter. Um mit dem Banalsten und Wichtigsten: mit der Ernährung zu beginnen: Wenn ich mit 100 Jahren

keine Haselnüsse mehr knacken kann — je nun, man muß ja nicht Haselnüsse essen, und wenn ich keine Hummermayonnaise und keine getrüffelte Gänseleber mehr vertrage — nun, man muß nicht einmal die essen. Je älter ich werde, desto mehr verliere ich den Geschmack an Austern, Trüffeln und fünfzehngängigen Festdiners; aber in unauslöschbarem Glanze leuchten auf meiner Speisekarte die ewigen Delikatessen aus meiner Mutter Küche: Buchweizengrütze mit Milch, Fleischbrühe mit dickem Reis und Schwarzbrot mit frischer Butter, die ich noch mit 150 Jahren beißen zu können hoffe! Das könnte den Leser wenig interessieren, wenn die Buchweizengrütze nicht einen tieferen Sinn enthielte. Eine so weise Einrichtung ist nämlich das Alter, daß die Dinge, auf die es verzichten muß, ihm gewöhnlich nicht mehr sonderlich begehrenswert erscheinen. Genau so wie mit der Hummermayonnaise ist es nämlich mit dem Ruhm. Ich habe einmal den Satz geschrieben: „Der deutsche Dichter schreibt für eine Tafel, die man dereinst an seinem Hause befestigen soll und auf der geschrieben steht: Hier wohnte ein Dichter.“ Und

nun hat es einen Mann Namens Lessing gegeben, der es nicht nur zu einer Tafel, sondern zu drei schönen Denkmälern gebracht hat. Aber nicht einmal so viel Liebe und Ehrfurcht fand sich für ihn, daß man in Berlin das Haus, in dem er gewohnt, vor dem Verkauf und Abbruch bewahren konnte, und so oft ich auch über den Gänsemarkt in Hamburg gehe, selten, höchst selten seh ich vor seinem Monument einen Menschen stehen, der mit Andacht in das kraftklare, freiheitleuchtende, herzensruhige Antlitz emporschaut; aber von Sperlingen beschmutzt wird es täglich. Und dergleichen sieht ein Hundertjähriger mit schwachen Augen deutlicher als ein Fünfzigjähriger mit vollkräftigen Augen, und ein Hundertfünfzigjähriger sieht es noch deutlicher. Bei all meiner Jugend kann ich mir doch schon lebhaft das köstliche Gefühl jener Zeiten vorstellen, da einen der Lorbeer nur noch als Zutat zur Bratensauce interessiert und man sich still-vergnügt gesteht: Gegen Caruso kommst du doch nicht auf. Ich kann mir auch nicht denken — ich will ja keine Versprechungen machen — aber ich kann mir nicht denken, daß ich im hohen Alter noch aufs Schreiben erpicht

sein werde; es sind dann so viele junge Leute da, die es besser können, daß man nur lästig fällt. Man hat behauptet, jeder gute Schriftsteller oder Dichter schreibe ein gutes Buch, das übrige sei Wiederholung und Abschwächung. Ich behaupte, das Buch, das man im tiefsten Innern trägt, schreibt man nie; es kommt allen Lockungen und Drohungen zum Trotze nicht zum Vorschein, und bis ins Letzte verstand ich jenen 70jährigen Dichter, der mir eines Tages sagte: „Da stehen meine sämtlichen Werke, 25 Bände; aber was ich eigentlich schreiben wollte, habe ich nicht geschrieben." Ein Ahnungsloser, der dabei stand, meinte: „Dann wird's aber Zeit."

Wie schön muß es sein, wenn man sämtliche Werke geschrieben hat. Ich saß zweimal mit Wilhelm Raabe beim Wein, einmal, als er noch schrieb, und einmal, als er die Feder für immer hingelegt hatte. Das zweite Mal lag Abendsonne auf seiner Stirn. Stets hab ich es verurteilt, wenn Menschen sich berechtigt hielten, das Leben tatenlos und pflichtenlos zu genießen; aber mit 60, 70 Jahren (in meinem Falle

mit 100 Jahren) sich sagen: Von jetzt ab geh ich nur noch als Zuschauer ins Welttheater — das muß köstlich und muß erlaubt sein. „Nur als Zuschauer," das ist nun freilich sehr cum grano salis zu verstehen. Auch die bescheidenste Sinnenfreude wollte ich im Alter eher entbehren als Tätigkeit. Aber, wie schon Cicero in seinem Buch de senectute ausgeführt hat, der Begriff der Tätigkeit ist sehr dehnbar. Ich will nicht mehr verpflichtet sein, morgens um acht Uhr vor der Klasse zu stehen und Chemie zu unterrichten oder um zehn Uhr vormittags zu einer Bühnenprobe zu erscheinen oder morgens um vier Uhr zum Gewehrappell anzutreten; ich will schöne, stille, abendgoldne Bücher lesen wie den Jean Paul oder die Wanderjahre oder dergleichen, will meine Blumen pflegen und meinen Enkeln — wenn dieses tiefe Glück mir blühen sollte — weise Lehren geben, die ich selbst in den Wind geschlagen habe, will auch Bäume pflanzen, physische und andere, für meine Nachkommen und will lebendig teilnehmen am Werden der Welt; aber ich will mich nicht mehr verzehren und zerreißen, wenigstens nicht nach einem Stundenplan. Ich will sogar

noch politische Zeitungen lesen. Da ich von jeher tief davon durchdrungen gewesen bin, daß politische Verhandlungen vollkommen ruhig, leidenschaftslos und würdevoll und unter strengster Vermeidung von Zornesausbrüchen, Schlägereien und Dolchstößen geführt werden sollen, so halte ich mich von der aktiven Politik seit langem fern. Ich eigne mich für die Politik wie eine Dynamitpatrone zum Nachtlicht und wäre als Politiker verbrannt und zersprungen wie ein überheizter Dampfkessel, in den man kein Wasser getan hat. Aber politische Zeitungen lese ich und werfe dabei noch gelegentlich Stühle und Tintenfässer gegen die Wand, was von meiner Frau nicht richtig gefunden wird, mir aber immer sehr gut bekommt und die tägliche Turnstunde ersetzt. Und politische Zeitungen werde ich auch lesen, wenn ich alt sein werde, und werde dabei lachen und lächeln; lachen, weil die alten Konstellationen immer wiederkehren und weil die Leute sich dabei so furchtbar aufregen und mit Tintenfässern werfen, lächeln, weil doch nichts vollkommen so wiederkehrt, wie es gewesen, sondern immer ein wenig anders und meistens

ein wenig besser oder doch etwas weniger schlimm.

Ein neuerer Philosoph hat gesagt, der Sinn und das Glück des Lebens sei der Kampf. Das ist nicht richtig: Sinn und Glück des Lebens sind Kampf und Ruhe. Ruhe ist der Zweck des Kampfes, Kampf ist der Zweck der Ruhe.

Unser Leben, Tag für Tag genommen,
Ist ein töricht Fliehen vor der Ruhe
Und ein reuevolles Wiederkommen.

Denn wenn dieser dauernde Wechsel einen Schlußpunkt hat, so muß er doch wohl Ruhe heißen. Gott ist die Ruhe. Und eine ewige Seligkeit könnt ich mir wohl als ewige Ruhe seligsten Anschauens denken, nimmermehr als ewigen Kampf; das wäre schon ein psychologischer Unsinn. Unser Erdenleben jedenfalls strebt nach langem Kampf einer langen Ruhe zu. Eine jener Dichtungen ist unser Leben, die stille schließen. Die rüde Ästhetik unserer Zeit will Aufregung bis zum letzten Wort; sie weiß nicht, daß eine Dichtung natürlich, d. h. wie eine Welle verlaufen soll, aus der Ruhe kommend, aufsteigend zum Gipfel und wieder heimkehrend zur Ruhe.

Wie froh werde ich sein, wenn die Welle, die ich bin, sich zum Tale senkt, wenn mein Leben sich allgemach ebnet; ich bin nur gespannt, wann das eintreten wird. Ob schon mit dem hundertsten Jahre oder erst mit dem hundertundfünfzigsten. Dann wird mein Alter keine Last, sondern eine Entlastung sein. Wenn ich aber dann mit Gleichmut auf alle Dinge des Lebens schaue, dann werden auch meine Feinde ruhiger werden. Immer wohlwollender werden sie meiner gedenken: bei meinem 70., bei meinem 80., bei meinem 90. Geburtstage, immer wohlwollender, und wenn ich an meinem 100. Geburtstage das „Allgemeine Ehrenzeichen" erhalte, werden sie mir sogar gratulieren. Sie werden mich dann schon lange für unschädlich halten. Aber darin können sie sich täuschen. Wer den Tod nicht fürchtet, fürchtet auch die Menschen nicht, fürchtet sie aber um so weniger, je näher ihm der Tod ist. Mein 150. Geburtstag kann in dieser Hinsicht merkwürdige Überraschungen bringen.

Sonst aber werde ich, wie ich zeitlebens ein friedlicher Mensch gewesen bin, ein noch friedlicherer Alter sein.

O, ich hoffe aus tiefstem Herzen, daß ich kein grämlicher Alter sein werde, der die Jugend von sich scheucht, vielmehr, ich hoffe, daß sie gern mit mir hausen wird, wenn ich auch keine Bonbons in der Tasche habe. Immer milder, immer freundlicher soll uns das Leben machen. Daß sich bis jetzt noch Studenten, Primaner und Einjährige gern zu mir gesellen und den Alten Herrn freudig bezahlen lassen, fällt hier nicht ins Gewicht; ich denke nicht daran, jetzt schon mit „jugendlicher Frische" zu renommieren. Wenn die Jugend in unseren älteren Tagen von uns weicht, so liegt das, glaube ich, nicht selten daran, daß wir auf unser Alter zu hohe Ansprüche gründen. Es gibt schrecklich anspruchsvolle Alte, Tyrannen von Eltern, die die Jugend ihrer Kinder fressen, als wenn sie dadurch jung würden. Sie erinnern mich immer an jenen parodierten Ugolino, der im Hungerturm mit seinen Söhnen gefangen saß und sie endlich verzehrte, um sich ihnen zu erhalten. Man ist nicht notwendig ehrwürdig, weil man alt ist; man kann z. B. ein alter Hallunke sein. Daß man vor einem grauen Haupte aufsteht, halt

ich für selbstverständlich; jedes in Ehren bestandene Leben ist eine Leistung, vor der man den Hut ziehen soll, und freudig spring ich noch heute vom Stuhle auf, wenn es einem Älteren Platz zu machen gilt. Aber man soll sich nicht für eine Autorität halten, weil man graue Haare hat; man ist nicht notwendig weise, weil man alt ist. Der Ochse geht sein Lebenlang auf die Weide und wird doch nie ein Botaniker. Autorität ist man immer nur durch seine Leistungen. Es gibt Alte, die durchaus herrschen wollen, ohne ein Recht dazu zu haben; der Ruf der Schwiegermütter, so ungerecht und läppisch seine Verallgemeinerung ist, ist nicht ohne Grund entstanden. Ein Witzbold sagte: Meine Schwiegermutter ist eine Zahnradbahn; sie muß überall eingreifen. Überhaupt habe ich gefunden, daß mangelhafte Leute sich im Alter überraschend enthüllen. Solange der Mensch noch mitten im Lebenskampfe steht, solange er noch etwas werden will, tut er sich Gewalt an, nimmt er sich zusammen. Wenn aber der Höhepunkt des Lebens endgültig überschritten ist, so läßt er die Fesseln der Zwangskultur fallen (wie es Frühreife schon nach der

Hochzeit tun), und es kommen merkwürdige Qualitäten zum Vorschein. Guter Wein veredelt sich im Alter. Ich glaube, wir sollten uns so gegen die Jugend verhalten, daß Liebe, Ehrfurcht und Rücksicht gegen uns sich von selbst verstehen; wenn wir sie fordern müssen — ach, dann ist die Gelegenheit längst versäumt. Das wußte auch mein Vater. Ich hatte schon als Knabe zuweilen, wenn ich das Haus verließ, um zu irgendeiner jugendlichen Lust zu eilen, ein schlechtes Gewissen, hatte das Gefühl: Du solltest heute bei ihm bleiben und ihm Gesellschaft leisten, und ich wußte genau, daß er Verlangen danach empfand; aber niemals hätte er es auch nur mit einem Zucken der Wimper zu erkennen gegeben. Und eben deshalb waren Liebe und Ehrfurcht und — Rücksicht, soweit die selbstische Jugend ihrer fähig ist — gegen diesen Mann für mich das Selbstverständlichste auf der Welt.

Keine Meinung möchte ich denn auch weniger erwecken als die, daß ich die Art einer gewissen modernen Jugend, dem Alter den Bart zu zupfen, unübertrefflich schön fände. Man ist nicht not-

wendig begabt, weil man frech ist, das wird heute so gern vergessen. Es gibt eine köstliche Frechheit des jugendlichen Genies, ich möchte sie mit einem Wort von Goethe „Gemsenfreche" nennen. Es ist naturnotwendiger Trieb der Gemse, die höchsten und schroffsten Spitzen verwegen zu erklimmen; aber sie vergißt sich dabei; sie riskiert sich selbst dabei; sie tut es nicht, um sich bemerkbar zu machen. Eine gewisse Jugend betrachtet das Alter gern als etwas lediglich Negatives, als Nicht-Jugend, Nicht-Kraft und sonst nichts. O, das Alter der Guten und Klugen ist etwas sehr Positives, ist eine andere, ist eine neue Kraft. Das Alter ist nicht immer Erblindung, sondern manchmal auch eine neue Art zu schauen, nicht immer Lahmheit, sondern manchmal auch eine ruhigere, festere Art zu gehen, nicht immer Taubheit, sondern manchmal auch eine mehr innere Art zu hören. Jugend ist Hoffnung, die immer nach oben drängt wie ein Luftballon, und das macht ihr oft mehr Vergnügen als der Welt; ihr Gleichgewicht, wenn sie eins hat, ist labil; Alter ist ein wohlgehäufter Schatz, der am Grunde der Seele liegt und ihr

das stabile Gleichgewicht gibt, das die langen, stillen, schweren und großen Arbeiten brauchen. Jugend pocht auf ihr Herz und freut sich ihrer großen Leidenschaft und mit Recht. Aber Herz und Leidenschaft tragen seltsam verschiedene Gestalten. Nicht nur der springende, tobende Gebirgsbach, auch der still fließende Strom, der große Lasten trägt, kommt aus dem Herzen der Berge. Auch ein Kant hat das große Herz und die große Leidenschaft des großen Denkers; aber er findet die Lösung seiner Probleme nicht durch Sprudeln und Schäumen. Besonders beim Gesetzemachen sind die alten Herren mit latenter Leidenschaft mitunter recht verwendbar; die Jugend weiß zwar, wie es sein soll; das Alter aber weiß, wie es ist und daß es meistens — ganz anders ist. Mit alledem will ich nur sagen, daß eine gewisse Hochachtung und Freundlichkeit der Jugend gegen das Alter nicht immer ganz unbegründet ist, und ich sage das schon jetzt, damit ich mich, wenn ich dereinst mich den reiferen Jahren nähere, auf meine eigene Sentenz berufen kann.

Andererseits wird meine Freundlichkeit gegen die Jugend nicht so weit gehen,

daß ich ihr alles hingebe bis auf das Hungertuch.

> Wer seinen Kindern gibt das Brot
> Und leidet endlich selber Not,
> Den schlag man mit der Keule tot.

Ich bin überzeugt, daß unsere Kinder ihren Eltern freudig helfen würden; aber ich will das Beste, das ich mir errungen, das Gefühl der Unabhängigkeit, niemals wieder missen bis ans Ende. Alten Leuten droht als furchtbarste Gefahr das Laster des Geizes. Der alternde Mensch erkennt mehr und mehr, daß die immerhin sicherste Schutzwaffe gegen alle Unbilden, die dem Greise drohen, das Geld ist, und mit ängstlicher Sorgfalt verschanzt er sich in seinem Besitz als in einer Burg des Alters und zieht die Zugbrücke herauf. Auch ich werde einst geizig werden, aber nur, soweit es der Marktpreis der Buchweizengrütze erforderlich macht. Wenn ich das Unglück hätte, daß meine Kinder „ihr Gut umbrächten mit Prassen", so würde ein Tag mich hart wie Felsen finden, der Tag, da mein Besitz das Maß erreicht hätte, dessen Philemon und Baucis zu sorgenlosem Glück bedurften. Das ist die große Lehre

meiner Kindheit, daß man bei trocknem Brot und kalten Kartoffeln überglücklich sein kann, und das ist die große Lehre meines Mannesalters, daß die Sorge ums Brot nicht nur das Glück, sondern den Menschen erwürgt. Als Kind überließ ich lachend und nichtsahnend alle Sorge meinen Eltern; als junger Mann sah ich ihr so nah ins Gesicht, daß ich jede ihrer Runzeln kannte wie das Alphabet — und nie hoff ich sie wiederzusehen.

Gegen ein Alter bei Buchweizengrütze und Reis — er muß nur richtig gekocht sein — habe ich schon um deswillen nichts einzuwenden, weil besonders hohe Lebensalter ganz vorwiegend von Personen in dürftigen Lebensumständen erreicht wurden. So wurde z. B. die Französin Marie Piou, eine ganz einfache Frau, 158 Jahre alt. Was Marie Piou konnte, kann aber meine Frau erst recht; sie sieht ganz danach aus, daß sie mich überleben werde. Indessen wünsche ich es ihr aus den angeführten Gründen nicht. Auch wächst ja mit dem Alter zweier Gatten die Wahrscheinlichkeit, daß sie an einem Tage als siamesische Zwillinge sterben. Und in der Tat: des Philemon und der Baucis Los dünkt mich beneidens-

wert, nicht weil sie zu Tempelhütern gemacht werden — dazu eigne wenigstens ich mich nicht — aber weil sie im hohen Alter noch Gastfreundschaft erweisen können und weil sie zu gleicher Zeit in Bäume verwandelt werden.

„Euch, ihr Bäume,
Acht ich des Schöpfers
Göttlichste Kinder.
Ihr wart vor uns Lebenden,
Und eure Kronen bewahren
Vergangenes in rätselvoller Sprache —
Ihr werdet nach uns sein,
Und euer Inn'res
Hegt Keime der Zukunft
In ernstem Schweigen.
Und unbekümmert
Um Vergangenes und Künftiges,
Spendet ihr, Wissende,
Frucht und Schatten,
Duft und Schönheit.
In schweigender Hoheit
Wachst ihr empor
Über der Menge Geschrei und Gewühl,
Und überhebt euch nicht,
Neigt euch milde
Zu den Menschen
Und blickt fromm
Zu nächtlichen Sternen. . .“

Darum möcht' ich, daß wir Bäume würden wie Philemon und Baucis:

„Während um beider Gesicht schon wuchs
in die Höhe der Wipfel,
Wechselten Worte sie noch, so lange sie
konnten, und sprachen
Beide zugleich: „Leb wohl, o Gemahl!"
und verdeckt vom Gezweige
Ward gleichzeitig ihr Mund ..."

Dann würde ich auch endlich einmal empfinden, wie es tut, wenn man ein Blatt vor dem Mund hat.

Damit soll nun beileibe nicht etwa gesagt sein, daß ich viel und bis zum letzten Atemzuge reden wolle. Ich hoffe, daß der Altersfehler der Geschwätzigkeit mir ziemlich fern liege; ich besitze jenes köstliche norddeutsche Talent, von Hamburg nach Konstantinopel zu fahren, ohne mit meinem Abteilgenossen auch nur ein Wort zu reden. Meine Frau und meine Freunde schelten mich zuweilen ob meiner Schweigsamkeit. Sie können freilich nicht wissen, daß ich mich vorzüglich mit ihnen unterhalte, wenn sie nur in meiner Nähe, ja selbst, wenn sie mir fern sind. Ich weiß da eine herrliche Geschichte, die mir einmal ein

Freund erzählt hat. In einer Amsterdamer Weinstube — die Holländer können prachtvoll schweigen — verkehrte Tag um Tag und Jahr um Jahr ein Mann, der sich stets an denselben Tisch setzte und wortlos seinen Wein trank. Eines Tages tauchte ein neuer Gast auf, setzte sich an den benachbarten Tisch, trank seinen Wein und schwieg. Das ging so an die fünf Jahre, und nie tauschten die beiden Gäste ein Wort miteinander. Eines Tages aber blieb der neue Gast aus; er erschien auch am folgenden Tage nicht und auch nicht am nächstfolgenden. Da fragte der ältere Gast das Schenkmädchen, warum der andere nicht mehr komme. „Er ist gestorben," sagte das Mädchen. „Gestorben?" wiederholte der Alte ergriffen. „Schade! Das war mein bester Freund."

Ich habe Freunde, die diese Geschichte nicht verstehen wollen, und mir erscheint sie doch so leicht verständlich. Auch von Wilhelm Raabe wird erzählt, daß er täglich seinen abendlichen Rotspohn mit einem lieben Freunde getrunken habe; ihre hörbare Unterhaltung aber habe sich darauf beschränkt, daß sie beim Auseinandergehen gewichtig und bedeutungs-

schwer gesprochen hätten: „Ja ja, so ist es.“ Und wer hätte ohne Rührung gelesen, was Jacob Grimm nach dem Tode seines Bruders erzählt: „Wie freute mich innig, im Tiergarten auf meinen Bruder, wenn er plötzlich von der andern Seite herkam, zu stoßen, nickend und schweigend gingen wir nebeneinander vorüber, das kann nun nicht mehr geschehen.“ Es gibt Demosthenesse des Schweigens, und wenn ich mit meiner Frau oder mit einem Freunde durch das Val Bregaglia oder durch deutschen Wald oder den Meeresstrand von Sylt entlang wandere und wir schweigen, so sagen wir einander mehr, als wenn wir schwatzten.

Wenn mich aber das Mißgeschick treffen sollte, im Alter ein Schwätzer zu werden, so möge ich wenigstens vor dem Einen, Entsetzlichen bewahrt bleiben, ein Klugschwätzer über Liebe und Liebesleidenschaft zu werden. Ich muß immer so heftig, so grundherzlich lächeln, wenn ältere Damen und Herren so objektiv von der Liebe reden, wie es Cicero mit 62 Jahren getan. Er schiebt ja freilich den älteren Cato vor und benutzt ihn als Sprachrohr, vielleicht in der

richtigen Empfindung, daß dessen Resignation dem Leser glaubhafter erscheinen werde; aber auch was Cato den Älteren anlangt, bin ich der unerschütterlichen Überzeugung, daß er in jüngeren Jahren über die Frauen wesentlich freundlicher dachte als über Carthago. Wenn solch alte Herren oder Damen „von der Liebe reden", dann reden sie nicht „wie einst im Mai." Und das find' ich nicht hübsch. Sehr richtig find ich es, wenn man über Dinge des Staatswohls nicht Gelbschnäbel mitreden läßt, die noch keine Erfahrung besitzen. Aber billigerweise sollte man über Fragen der Liebe auch nicht erloschene Herzen mitreden lassen, die keine Erfahrung mehr besitzen. Natürlich will ich damit nicht sagen, daß die einschlägigen Gesetze von Primanern und Backfischen in der Tanzstunde gemacht werden sollten, das würde ja am Ende auch nicht die richtige Perspektive ergeben; aber von solchen sollten sie gemacht werden, die noch „Triebe des Herzens kennen" und die wissen, daß es Liebe ist, „was hier so brennt". Noch viel weniger aber will ich sagen, daß alte Herzen nicht mehr glühen dürften; ich fühle mich nicht befugt, dem Feuer

eine Grenze zu setzen. Vielmehr: eine gute Kohle brennt ohne Schlacke bis auf den letzten Rest, und wenn ich nicht das Geringste gegen eine Ninon de Lenclos einzuwenden habe, so hätte ich noch weniger gegen einen entsprechenden Ninos einzuwenden. Nur soll er sich nicht törichten Einbildungen hingeben. Eine meiner Töchter fand es vor kurzem „himmlisch", daß meine Haare an den Schläfen grau würden. Ein andrer hätte seinem Töchterchen in der Freude des Herzens vielleicht tausend Pfund Schokolade geschenkt; ich habe nichts dergleichen getan. Und als mir kürzlich ein engelschönes Mädchen, um mir eine Freude zu machen, sein Bild schickte, da empfand ich das als eine ungewollte Grausamkeit. Wenn ich also eingangs mit weiser und vergnügter Resignation renommierte, so muß ich eine Ausnahme statuieren: die Liebe. Es wird mir nicht leicht werden, wenn ich mit 100 oder sagen wir: mit 120 bzw. 130 resp. 140, event. 150 Jahren mein Herz langsam erkalten fühle; aber zweierlei versichere ich euch an Eidesstatt: Erstens: Ich werde kein Tithon sein, der die rosenfingrige Eos mit Liebesbeteuerungen be-

heiligt. Frau Morgenröte sperrte bekanntlich ihren unsterblichen Geliebten, als er alt geworden war, in einen Käfig, setzte ihm jeden Morgen sein Quantum Ambrosia vor wie einem Kanarienvogel und strebte dann in den Tag hinein ihrem Vergnügen nach, um erst am andern Morgen zurückzukehren. Diese Unsterblichkeit reizt mich nicht. Und ganz vor allem versichere ich euch zweitens: Ich werde, wenn ich alt bin, keine graumelierten Abhandlungen über die Liebe von mir geben.

Eine Liebe — das weiß ich schon jetzt — wird aber bis zu meinem Ende nicht aufhören, sondern unaufhörlich wachsen, die Liebe zur großen Mutter, von der ich gekommen bin und zu der ich zurückkehre. Wenn wir lange in der Fremde leben müssen, so kommt eine Zeit, da das Heimweh verstummt, da unser Herz — weil es doch nicht immer bluten, nicht immer weinen und sich sehnen kann — in eine Ruhe der Abstumpfung versinkt. Wenn aber dann die Heimkehr winkt und wir die Tage zählen bis zum Wiederfinden: noch 200 Tage, noch 199, noch 198 — dann schwillt und quillt das Herz von Tag zu Tage

höher, dann kommt das Heimweh wieder; aber aus dem quälenden Heimweh ist ein seliges Heimweh geworden, und mancher ist schon über Bord gestürzt, weil das Boot ihn nicht schnell genug an den heimischen Strand trug und in die Arme der wartenden Mutter zurückführte. So geht es dem Menschen mit dem großen Heimatland und Mutterschoß der Natur. Auf der Höhe des Lebens vergißt er sie; aber je älter er wird, desto tiefer, inniger versenkt er den Blick in ihre Augen, und mit jedem Jahre dünkt ihm der Frühling schöner, weil dem Hinsinkenden nichts erquicklicher ist als ein ewiges Wiederauferstehen. So mag denn wohl spät und zuletzt eine Zeit kommen, da bei aller Liebe zu diesem Dasein mein größeres und besseres Teil schon in einem neuen Leben wandelt und nur mein geringeres und schlechteres noch in dieses Leibes Zelle wohnt, und ein allerletzter Tag, da ich „alt und des Lebens satt", wie es so schön von jenem Erzvater heißt, lächelnd das Haupt zurücklege ins weiche, grüne Moos, ein Tag, da ich schon fühle, daß ich in dieser Welt von neuem mitsingen werde in einem Vogel,

mitblühen in einer Blume, mitgrünen in einem Halm. Oder mitkriechen in einem armen Wurm. Aber auch dem Wurm ist Wollust gegeben und sicherlich zu aller Wollust und allem Leiden das Glück, sterben zu dürfen und wieder neu zu erblühen.

Aufersteh'n,
Ja aufersteh'n wirst du, mein Staub,
Nach kurzer Ruh.
Unsterblich Leben
Wird, der dich schuf, dir geben.
Halleluja, halleluja!

Gute und kluge Menschen, denen nicht geworden ist, in einem großen Betriebe an führender Stelle zu stehen, erheben und begeistern sich an dem Gedanken, daß sie mitwirken an einem gewaltigen, gemeinsamen Werke. In der großen Werkstatt der Welt stehen wir alle nur an bescheidener Stelle: Sesostris und Cäsar und Napoleon und Goethe und Beethoven und alle wir andern (wir ganz andern!) — alle nur an bescheidener Stelle. Aber ein Wissen darf uns alle erheben und beseligen: Daß wir Glieder sind eines Gemeinwesens von unermessener Schönheit, Größe und Herrlichkeit.

So affenjung ich bin — mir ahnt schon jetzt von solchen letzten Dingen. Und je klarer die kommenden Dinge werden, desto mehr verblassen die vergangenen. Und so werden auch sie — o seltsam! — mit jedem Tage schöner. Immer zarter, immer luftiger werden die Gemälde der Erinnerung; mehr und mehr verlieren sie alles Stoffliche, zuletzt sind sie nur noch Schleier, nur noch Düfte, die wir lächelnd einsaugen, kaum noch wissend, woher sie gekommen, und was einst ein wilder Tag war, ist heute nur noch ein rosiger Hauch:

ist mir mîn leben getroumet oder ist
ez wâr?

Und so macht uns das Leben immer milder und freundlicher. Was war es doch, worüber ich mich an einem Tag wie heute vor — ja, vor 30 Jahren mag es gewesen sein — so heftig erregte? Ja richtig: ein Freund unseres Hauses, ein von mir herzlich verehrter Mann kandidierte für den Reichstag, und ein Gegner warf ihm ohne jeden Anlaß, aus purer Gehässigkeit vor, er wolle sich nur von den Agitationsgeldern mästen, er, der redlichste und magerste

Mann der Welt! Nicht wahr, dergleichen ist häßlich, ist niedrig, ist eine Frechheit, ein Bubenstück — sollte man da nun nicht — o gewiß sollte man — wo ist mein Spazierstock — wo ist — — —!

Oh Pardon!






Eines Tages komm ich nachhause und finde sämtliche Türen, Schränke, Bettstellen, Kommoden und Bücherregale mit mühsam bedruckten Zetteln beklebt, besteckt und benagelt:

# Theater in Großflottbek.

## Heute, Sonntag, den 16. Juni,

abends 7 Uhr

## Dornröschen.

Ein Märchen in acht Aufzügen.

Personen:

| | |
|---|---|
| Der König . . . . . . . . | Erasmus. |
| Die Königin . . . . . . . | Else. |
| Der Prinz . . . . . . . . | Erasmus. |
| Dornröschen . . . . . . . | Else. |
| Ein Frosch . . . . . . . . | Kuno. |
| Ein Page . . . . . . . . | Kuno. |
| Ein Koch . . . . . . . . | Erasmus. |
| Ein Küchenjunge . . . . . | Kuno. |
| Ein alter Mann . . . . . . | Else. |
| Die 12 guten Feen . . . . . | Anne. Trude. Käte. |
| Die böse Fee . . . . . . . | Käte. |
| Ein Baby (Dornröschen) . . | Roswitha. |

Wenn auf die Einstudierung so viel Mühe verwandt ist wie auf die Zettel, dann darf man die höchsten Erwartungen hegen.

Sogar an der Tür zu dem in jedem Hause notwendigen Isolierraume ist ein Zettel befestigt. Fleißig annoncieren ist die Hauptsache.

Kuno, das Nachbarkind, hat zum Ge-

burtstag einen Buchdruckerkasten geschenkt bekommen; vielleicht ist das die Veranlassung zur Gründung des Theaters. Es sind schon aus nichtigeren Gründen Theater errichtet worden.

Das Ensemble setzt sich aus unseren und aus Nachbarskindern zusammen. Seit drei Wochen wird einstudiert. Wenn ich von meinen Kindern eine Handreichung, eine Besorgung wünsche, so begegne ich geringem Verständnis für ihre Notwendigkeit. Wen ich auch beim Zipfel erwische — wenn ich ihn erwische — er ist „augenblicklich nicht momentan". Da ich vom Theater her weiß, daß von einem Schauspieler, der eine große Rolle studiert, nichts zu wollen ist, so resigniere ich.

Als die Vorstellung beginnen soll, wird durch Garten und Haus, vom Keller bis zum Bodenraum eine halbe Stunde lang geklingelt. Ein ganz moderner Theaterbetrieb. Eine halbe Stunde langt schwingt Kuno eine alte, verrostete Haustürschelle. Er tut es offenbar gern. Vielleicht ist das neue Theater aus dieser Schelle entstanden.

Das aus vier Herrschaften und drei Dienstmädchen bestehende Publikum ver-

sammelt sich im ersten Stock vor dem Kinderschlafzimmer, dessen Türöffnung durch ein großes Bettlaken verhüllt ist. Das Stück beginnt mit einem langen Zwischenakt. Endlich wird der Vorhang geöffnet.

Man sieht ein Schlafzimmer. Die Königin erscheint mit einem Diadem in den Locken und mit einem Badelaken über dem Arm.

„Ach", seufzt sie, „wenn ich doch nur ein Kind hätte! Schon seit meiner frühesten Jugend wünsche ich mir ein Kind; aber niemals kommt eins!"

Gar nicht so übel. Die Mädels wissen immer ihre Worte zu setzen und haben immer Bühnentalent.

Unter dem Bett hervor kriecht Kuno der Frosch. Er trägt einen grünen Abendmantel.

„Sei nur ruhig," spricht er, „du wirst ein Kind bekommen."

„O!" ruft die Königin begeistert, „ist es möglich? Wann denn?"

Kuno ist ein gutmütiger Frosch.

„Na — nächsten Sonntag," versetzt er.

„O wie herrlich!" jubelt Königin Else, „wie freu ich mich, wie freu ich mich auf das kleine Dornröschen!"

Da erscheint Erasmus der König. Eine karrierte Tischdecke ist an seinen Schultern hängen geblieben.

„Denk dir nur, lieber Mann," ruft die Königin, „wir kriegen ein Kind, wir kriegen ein Kind!"

„Wieso?" fragt der König majestätisch.

„Eben war ein Frosch hier und sagte es mir."

„Na ja, dann laß uns nur nachhause gehen," brummt der König und zieht sein Gemahl schleunigst von hinnen. Der Vorhang schließt sich.

Das Talent des Königs Erasmus bedarf einiger einführenden Worte. Dies Talent ist unzweifelhaft; er spielt mit Leidenschaft Komödie und wüßte sicherlich allerlei Gutes zu sagen und zu spielen; aber sobald er aufgetreten ist, tut er nichts mehr als sich genieren. Wenn Goethe sich so geniert hätte, besäßen wir keine Zeile von ihm. Sowie er die Bühne betreten hat, beherrscht ihn nur noch der eine Gedanke: Wie kommst du wieder herunter? Daher die Worte: „Na ja, dann laß uns nur nachhause geh'n!" Er spricht das und seine ganze Rolle in jenem überlegenen Leutnantston, den die zwölfjährigen Jünglinge

anschlagen, wenn sie vor Verlegenheit nicht wissen, wohin.

Nach einem langen Zwischenakte, der offenbar durch eine längere Regiesitzung hinter dem Vorhang verursacht wird, öffnet sich dieser von neuem und man sieht ein Schlafzimmer. In einem großen Wäschekorb liegt ein wohlgenährter weiblicher Säugling von höchstens sechs Jahren (Roswitha).

König und Königin kommen nach Hause.

„Oooh!" schreit die Königin, „wir haben ein Kind, wir haben ein Kind! Sieh doch nur, liebes Männchen, wir haben ein wunderschönes Kind!"

„Na ja, dann laß nur die weisen Frauen kommen," näselt Seine Majestät.

„Aber es sind doch 13, und wir haben nur 12 silberne Teller!" wendet sorgenvoll die Königin ein.

„Na ja, dann laß eine weg," entscheidet Erasmus mit dem Lakonismus des echten Herrschers.

Mit um die Stirn geschlungenen, hinten lang herabwallenden weißen Mullbinden erscheinen drei gute Feen, für die zwölf Teller eigentlich genügen sollten. Die erste spendet dem Kinde

Tugend, die zweite Schönheit, die dritte Reichtum, was ja schließlich für einen Menschen auch genug ist. Aber die Tugendspenderin ist, nachdem sie ihren Spruch getan, sofort wieder verschwunden. Schnell und furchtbar verwandelt, wie das bei der Tugend vorkommt, stürzt sie plötzlich in den Saal; ein schwarzer Schleier umhüllt ihr Haupt; auf ihrer Schulter sitzt eine Katze. Diese Katze verdient besonderer Erwähnung. Sie ist aus Wollfilz und Glasaugen wirklich täuschend natürlich hergestellt und bildet das Prunkstück der Ausstattung.

„Die Königstochter soll sich in ihrem fünfzehnten Jahr an einer Spindel stechen und tot hinfallen!" schreit die böse Fee, und wie schreit sie es, mit welcher Gewalt des Hasses, der Rachsucht, der Bosheit und des Kehlkopfes! Ist das Käte, die sanfte, immer flüsternde Käte, die sonst kaum „Piep" sagen kann? Ich muß der tiefen Weisheit Shakespeares gedenken, der, als die wilde Katharina zum Lamm geworden ist, die engelsmilde Bianca sämtliche Krallen hervorstrecken läßt.

Empört hat sich König Erasmus aus seinem Klubsessel erhoben.

„Na, das ist denn doch —"

„Unglaublich,“ will er sagen; aber er geniert sich.

Eine der andauernd guten Feen tritt vor und spricht: „Aufheben kann ich den Fluch nicht; aber ich kann ihn mildern. Dornröschen soll nicht sterben, sondern in einen tiefen, hundertjährigen Schlaf fallen.“

Da reißt sich Erasmus noch einmal zusammen und schnarrt:

„Na ja, dann laßt nur alle Spindeln verbrennen.“ Und weg ist er. Der Vorhang schließt sich.

Einer sublimen Regiefeinheit aus diesem Akte kann ich zu gedenken mir nicht versagen. Als die böse Fee ihren Fluch hervorstößt, wimmert das kleine Dornröschen mehrere Male laut auf: „Bäh — bäh — bäh!“ Das ist sozusagen Maeterlinck.

Als der Vorhang sich zum dritten Male auftut, sieht man ein Schlafzimmer. In einem Lehnstuhle sitzt Käte als altes Weib, an dem Rad einer aufgestützten Schubkarre spinnend; auf ihrer rechten Schulter zweites Auftreten der Katze. Else erscheint als halb erwachsenes Dornröschen und beginnt mit den Worten:

„Heut bin ich 15 Jahre alt. Vater

und Mutter sind ausgegangen, da will ich mir doch einmal das Schloß recht gründlich betrachten." Sie geht im Vordergrund der Bühne zweimal auf und ab.

„O, diese herrlichen Tapeten! Und diese kostbaren Gardinen! Und lauter goldne Stühle und Tische! Ei sieh da, guten Tag, liebes Mütterchen, was habt Ihr denn da?"

Die Sache entwickelt sich weiter, bis Dornröschen sich an der Spindel gestochen hat und wie leblos auf eine Chaiselongue gefallen ist. Mit schrecklicher Dämonie erhebt sich Käte.

„Ha! Endlich wird mir Genugtuung für die Schmach, die ihr mir angetan habt! Rache! Rache! Rache!"

Der Vorhang sinkt. O Tugend, Tugend, wie hast du dich verändert.

Der folgende Zwischenakt dauert sehr lange. Endlich öffnet sich wieder die Gardine und die Szene zeigt ein Schlafzimmer. Auf einem Holzschemel erhebt sich die Königliche Hofküche. Erasmus, in weißer Schürze und Mütze, rührt mit einem Holzlöffel in einem Topfe herum. Zu seinen Füßen sitzt die Katze. (Drittes Auftreten.)

Ganz im Vordergrunde hockt Kuno,

der Küchenjunge, und schleckt mit dem Finger aus einem Topfe. Erasmus bemerkt das, holt zornigen Gesichts zu einer Ohrfeige aus und — erstarrt in dieser Stellung. Der allgemeine Schlaf hat ihn ergriffen. Der Vorhang fällt. In dieser Szene, deren Periodenbau keine besonderen Anforderungen stellt, entfaltet sich sein Talent ohne Lampenfieber in schöner Unbefangenheit.

Als die Gardine zum fünften Male gehoben worden, stellt sich unseren Blicken ein Schlafzimmer dar, dessen hintere linke Ecke durch eine Rollwand verdeckt ist, wie man sie auf zugigen Veranden als Windschutz verwendet.

Vor dieser Rollwand stehen Else in Lodenmantel und Umhängebart als alter Mann und Erasmus als Prinz mit einem Kavalleriesäbel, einem Pelzbarett von Käte und weißen Strümpfen, die einen durchaus prinzlichen Eindruck hervorrufen. Die zungenfertige Else erzählt eine sehr lange Geschichte von der königlichen Familie, die schon seit hundert Jahren schlafe; sie weist auf die Rollwand und berichtet, daß durch diese Rosenhecke schon unzählige Prinzen zu dringen versucht hätten; aber alle seien

sie an den scharfen Dornen hängen geblieben und eines jämmerlichen Todes gestorben. Erasmus steht mit dem Rücken gegen das Publikum und sagt kein Wort, spielt aber sehr gut. Endlich hat Else der alte Mann geendet.

„Ach was, ich geh durch!" schnarrt Erasmus, stößt die Rosenhecke beiseite, daß sie Elsen auf den Fuß fällt, und ist verschwunden.

Else greift nach ihrem Fuß, und der Vorhang fällt.

Der sechste Aufzug zeigt uns das Schlafzimmer des dritten. Dornröschen liegt auf der Chaiselongue und schnarcht leise, um den Schlaf anzudeuten. Der Prinz erscheint, tritt an die Schlafende heran und — ja nun kommt der fürchterlichste Augenblick für unseren jungen Künstler — er soll annähernd so tun, als wenn er ein Mädchen küßte. Er neigt sich ein wenig vornüber, und 40 Zentimeter von ihrem Munde entfernt, macht er blitzschnell jene charakteristische Kopfbewegung eines jungen Ziegenbocks, der stoßen will.

Dornröschen (erwachend): „O, welch ein wunderschöner Prinz!"

Der Prinz (über diese taktlose

Schmeichelei bis unter den Halskragen errötend): „Na ja, dann komm nur.“ (Er schleift sie hinaus.)

Der nun folgende Zwischenakt dauert 25 Minuten. Hinter dem Vorhang ist ein deutlicher Konflikt zwischen Regie und Darstellern ausgebrochen. Danach zeigt die Bühne die Dekoration des vierten Aktes. Auf dem Schemel erhebt sich die Hofküche. Viertes Auftreten der Katze. Das Küchenpersonal erwacht, und Erasmus haut Kuno'n eine Ohrfeige herunter. (Höhepunkt des Dramas.) Sie fällt bedeutend naturalistischer aus als der Kuß. Der Vorhang fällt.

Achter und letzter Aufzug. Das Schlafzimmer des zweiten Aktes. Auftreten des gesamten Künstlerpersonals. In feierlichem Zuge erscheinen der Prinz und Dornröschen. Apotheose: Kuno der Page hält über die Häupter des Paares als Baldachin einen Sonnenschirm, den sein Onkel aus Kamerun mitgebracht hat.

Dornröschen: Wo nur die lieben Eltern bleiben? Ach, sie waschen sich wohl erst! (Gut beobachtet! Nach längerem Schlaf hat man ein lebhaftes Waschbedürfnis.)

(Dumpfes Schweigen.)

Der Prinz: Na ja, dann laß uns nur Hochzeit feiern. (Er tanzt mit Dornröschen hinaus, und tanzend folgt der Rest.) Der Vorhang fällt.

Das Kind ist der geborne Regisseur von heute. Oder kann man sich eine glänzendere Lösung des dekorativen Problems denken als den Gedanken, dieses Drama des hundertjährigen Schlafes vollständig in ein Schlafzimmer zu verlegen?

Der Beifall ist denn auch ungeheuer; immer wieder muß die Gardine sich heben, ein Erfolg, der ausschließlich auf das Konto der Darstellung kommt und für den sich die Herren Gebrüder Grimm bei unseren Künstlern bedanken dürfen.






Seine weiland Königliche Hoheit warf lässig ein Bein über das andere, blies, in den Klubsessel zurückgelehnt, den Rauch der Zigarre zur Decke und erzählte mit sanfter, einschmeichelnder Stimme und in seiner schüchtern-vornehmen Weise, wie folgt:

Als ich noch Prinz war von Arkadien, da beauftragte mich eines Tages der

König, mein Papa, ihm einen Teil seiner Repräsentationspflichten abzunehmen, weil er sich bei seinem hohen Alter den immerfort steigenden Ansprüchen an seine geistige und körperliche Spannkraft nicht mehr vollkommen gewachsen fühlte. Ähnlich wie den Ziegen ein unüberwindlicher Trieb zum Klettern eingeboren ist, so haben Kronprinzen manchmal ein merkwürdiges Gelüsten, den Thron zu besteigen, und da ich mich bereits meinem 35. Lebensjahre näherte, so begrüßte ich mit freudiger Spannung die Gelegenheit, mit der Regierungsarbeit wenigstens so eine Art von Anfang zu machen.

Es war um die Mitte des Juli im Jahre 1905, als ich beauftragt wurde, der guten Stadt Orchomenos einen Besuch zu machen, weil sie eine Kanalisation erhalten hatte und von meinem Herrn Vater ungewöhnlich lange nicht besucht worden war. Um 9 Uhr 12 des Morgens lief mein Zug auf dem Bahnhof Orchomenos ein. Ich wurde von den Spitzen der Militär- und Zivilbehörden empfangen; siebenunddreißig Herren wurden mir vorgestellt; dreizehn von ihnen reichte ich die Hand; ich schritt ferner die aufgestellte Ehrenkompanie ab

und bestieg den bereitstehenden Wagen. Als ich eingestiegen war, trat ein kleines weißgekleidetes Mädchen an den Wagenschlag, sprach ein Gedicht zu meinem Preise und überreichte mir Blumen. Um 9 Uhr 35 trafen wir vor dem Schlußgebäude der Kanalanlage ein; der Oberbürgermeister hielt eine Ansprache von zehn Minuten, in der er mir viel Verbindliches sagte; dann hielt der Ingenieur, der die Anlage gebaut hatte, einen erläuternden Vortrag von fünfundzwanzig Minuten; hierauf erwiderte ich mit einigen Worten des Dankes und vollzog die Zeremonie der Schlußsteinlegung. Dann mußte ich durch einen langen Tunnel fahren, in dem es sehr kalt war und schrecklich nach frischem Zement roch. Als wir das Tageslicht wiedersahen, war es 10 Uhr 43 und es war Zeit, daß ich die Bildergalerie besuchte. Der Direktor der Galerie begrüßte mich in einer acht Minuten langen Ansprache und stellte mir seine Mitbeamten vor. Die Galerie enthält gegen zehntausend Gemälde, die ich aus Höflichkeit alle besichtigen mußte; ich hätte sie auch gern mit Muße betrachtet; aber um 11 Uhr 45 mußte ich den vor kurzem fertiggestellten Turm der

Jakobikirche besteigen. Am Portal der Kirche vom Kirchenvorstande und der Geistlichkeit, deren Mitglieder mir vorgestellt wurden, empfangen und vom Vorsteher und dem Hauptpastor mit Ansprachen begrüßt, bestieg ich bei 30 Grad Celsius im Schatten den Turm, von dessen oberster Galerie aus der sehr gewissenhafte Vorsteher mir eingehend die Gegend erklärte. Hieran schloß sich ein Frühstück zu siebzig Gedecken beim Regierungspräsidenten, der zwölf Minuten redete, worauf ich drei Minuten lang erwiderte. Nach dem Frühstück hielt ich Cercle und sagte jedem der Anwesenden eine Artigkeit. Als ich aufbrach, war es 1 Uhr 18 und mithin hohe Zeit, nach dem Anatomisch-pathologischen Museum zu fahren. Der Direktor empfing mich; ich drückte ihm die Hand; er stellte mir sein Beamtenkollegium vor und hielt keine Ansprache, worauf ich ihm noch einmal die Hand drückte. Er war aber in der Erläuterung seiner Einrichtungen, Präparate usw. so ausführlich, daß ich danach ganz wohl ein medizinisches Examen hätte machen können, wenn ich ihn verstanden hätte. Nicht wahr, man kann ein ganz guter Landesvater werden, ohne ein

prachtvolles Exemplar einer Trinkerleber wissenschaftlich würdigen zu können. Ich mochte den guten, freundlichen Herrn nicht durch einen jähen Abbruch seines Vortrages kränken, zumal er mit dem schönen Feuer eines für seine Wissenschaft lebenden Gelehrten von seinen „herrlichen Krebsgeschwüren" und einem „unvergleichlich schönen Knochenfraß" sprach; so kam es, daß ich auf die beim Ausgang angebotenen Erfrischungen, auch auf den sehr angebrachten Kognak, verzichten mußte, um nicht noch später zur Besichtigung der Wollspinnerei zu kommen, die ich ohnedies um vier Minuten zu spät betrat. Der Besitzer der Wollspinnerei stellte mir seine höheren Angestellten vor und ließ durch seine Tochter ein Begrüßungsgedicht vortragen, in dem mir sehr viel Schmeichelhaftes gesagt wurde. Als Verfasser dieser Verse wurde mir der Kassierer vorgestellt, dem ich durch ein paar freundliche Worte dankte. Sie werden nicht schlecht von mir denken, wenn ich Ihnen bekenne, daß ich von der Wollspinnerei wenig begriff; Wolle werde ich nie in meinem Leben spinnen. Was andere Menschen erst durch jahrelange, zugreifende Arbeit lernen, das kann man

nicht durch Worte und Zuschauen erschnappen. Ich war und bin von Wert und Würde jeglicher Arbeit tief überzeugt, mag es sich auch nur um Zahnstocher- oder um Fliegenpapierfabrikation handeln, und ich gönne allen Industrien jegliche Förderung; aber — nicht wahr? — ein Herrscher braucht nicht notwendig zu wissen, wie Fliegenpapier gemacht wird. Ihr zustimmendes Nicken beruhigt mich; ich möchte nämlich nicht den Eindruck erwecken, als wenn ich eine laxe Auffassung von meinen Pflichten gehabt hätte.

28 Minuten nach 2 Uhr begab ich mich programmgemäß zum Wettkampf der arkadischen Männergesangvereine. Beim Betreten des Konzertsaales wurde ich mit brausenden Hochrufen empfangen; das Orchester spielte „Arkadien für immer"; einer der Vereinspräsidenten richtete eine längere Ansprache an mich und stellte mir die Vorstände sämtlicher Vereine sowie die Herren des Preisgerichts vor. Ich bin leider gänzlich unmusikalisch; wenn Sie hinter einem Vorhang Betten klopfen und mir sagen, das sei die „Zauberflöte", dann muß ich Ihnen glauben. Ich beklage das tief; ich glaube, daß dieser Mangel mich nicht nur um

große Genüsse, sondern um wichtige Förderungen meiner ganzen Persönlichkeit bringt; aber ich bin ganz gewiß nicht schuld daran und kann es auch nicht ändern. Stellen Sie sich die Empfindungen vor, mit denen ich dem zweistündigen Konzert beiwohnte. An der Stärke des Geräusches konnte ich soviel erkennen, daß es sich um einen Kampf handelte; das war aber auch alles. Den Vorschlägen der Jury für die Verteilung der Preise erteilte ich natürlich gern meine Zustimmung; auch sprach ich den Vorstandsherren meinen schönsten Dank aus. Nennen Sie das nicht Heuchelei; ein Volk hat das Recht, von seinem Herrscher ein unparteiisches Wohlwollen für jede seiner Bestrebungen zu verlangen, und wenn er von Musik nichts versteht, so darf er sie um so weniger zurücksetzen; das Land ist nicht der Marstall seiner Steckenpferde.

Es war eine zartfühlende Aufmerksamkeit des Programmverfassers, daß ich nach dem Konzert in eine Taubstummenanstalt geführt wurde. Leider dauerte die Besichtigung nur fünfzehn Minuten; der Eindruck wäre durchaus vorzüglich gewesen, wenn der Leiter des Instituts,

der sich offenbar an gehörbegabten Menschen schadlos zu halten pflegte, nicht ununterbrochen erläutert hätte.

Das Diner, das die Stadt mir gab, währte von $5^1/_2$ bis 7 Uhr; der Oberbürgermeister sprach nach der Uhr im Saale siebzehn Minuten, ich fünf. Beim Kaffee hielt ich wieder Cercle und zog sämtliche Stadtväter, Honoratioren und Notabilitäten mit ihren Damen in ein Gespräch. Dann durfte ich mich, da ich mich für das Theater umkleiden mußte, auf eine halbe Stunde in meine Gemächer zurückziehen.

Die Vorstellung begann um acht Uhr. Als ich die Loge betreten hatte, begrüßte mich das Publikum wieder mit großer Begeisterung; das Orchester spielte, wie mein Kammerherr mir versicherte, „Arkadien für immer"; ich dankte nach allen Seiten und nahm Platz. Man gab „Tristan und Isolde". In der großen Pause ließ ich mir die Künstler vorstellen und sprach ihnen meine Bewunderung für ihre Ausdauer aus.

Nachdem ich mich folgenden Morgens acht Uhr von sämtlichen Vertretern der Behörden verabschiedet hatte, bestieg ich den Zug, um nach Mantinea zu fahren

und dort der Jubelfeier zum fünfhundertjährigen Bestehen der Universität beizuwohnen. Den Empfang am Bahnhof denken Sie sich ungefähr wie in Orchomenos. In der Vorhalle der Universität empfing mich der Prorektor, umgeben von den Dekanen, die er mir vorstellte. Die Aula war natürlich bis auf den letzten Platz gefüllt und die Luft im Saale drückend heiß. Nach einer einleitenden Vokal- und Instrumentalmusik, einer Festkantate zur Jubiläumsfeier, bestieg der Prorektor das Podium, um seinen Festvortrag zu halten. Sein Thema lautete: Mantinea in der Geschichte der Philosophie; er wollte, wie er eingangs bemerkte, die Stellung der mantineischen Dozenten zu den bekannten philosophischen Systemen von 1405 bis auf unsere Tage „einmal näher ins Auge fassen“. Er sprach drei Stunden lang in lateinischer Sprache. Sie wissen, daß die Philologie meine Schokoladenseite ist; anderthalb Stunden konnte ich denn auch einigermaßen folgen; dann bekam ich Schwindelanfälle. Ich sah, wie viele freie Männer und Frauen den Saal behutsam verließen; das durfte ich schon um deswillen nicht tun, weil ich Rector magni-

ficentissimus der Universität war und der Redner mich hin und wieder apostrophierte. Als er seinen Vortrag doch geschlossen hatte mit dem Bedauern darüber, den interessanten Gegenstand in der knapp bemessenen Zeit natürlich auch nicht annähernd „erschöpfend" behandeln zu können, folgten noch einige Reden, und dann konnte ich sämtlichen Beteiligten meinen Dank aussprechen und mir die Professoren der Universität vorstellen lassen. Ich fühlte aus einer leisen Andeutung des Prorektors heraus, daß die einzelnen Herren von mir eine Würdigung ihrer speziellen Bedeutung erwarteten, und ich war dazu so hochverdienten Männern gegenüber auch selbstverständlich gern bereit; der Prorektor gab mir auch bei jeder Vorstellung in zwei Worten sozusagen eine Biographie des Betreffenden; ich habe mich ja auch mit Vergnügen und nicht ohne allen Erfolg in den Wissenschaften umgetan; aber bei einundsiebzig Professoren war dies dennoch keine leichte Aufgabe. Ich hatte das Gefühl, das nun folgende Frühstück verdient zu haben.

An diesem Tage besuchte und besichtigte ich noch eine Stuhlrohr-, eine Lack- und eine Kartoffelmehlfabrik, ein Gefäng-

nis, eine Vorführung der Feuerwehr, der Turner, ein Kinderkrankenhaus, eine Synagoge und eine Aufführung der Orestie.

Den dritten Tag hatte ich nach Stymphalos zu reisen, wo man dem Herakles in Anerkennung seiner Verdienste um die Vernichtung der stymphalischen Vögel ein Denkmal errichtet hatte, dessen Enthüllung ich beiwohnen sollte. Dabei wurde natürlich mehr und länger als gewöhnlich gesprochen. Außer dem Diner und Frühstück dieses Tages erledigte ich sonst noch nebst den zugehörigen Reden das Armeemuseum, die Sternwarte, die Katakomben, die Tierarzneischule, die Fischereiausstellung, das Waisenhaus, den Schlacht- und Viehhof, den neuen Kalzinierofen, eine Schwefelsäurefabrik, eine Schnürsenkelfabrik und ein Irrenhaus. Ich sprach meinem Kammerherrn den Wunsch aus, in diesem Hause zu bleiben; aber er hielt das für ausgeschlossen. Schweren Herzens verabschiedete ich mich von dem ungemein sympathischen Direktor mit der Versicherung, daß ich mich bei ihm wie zu Hause gefühlt hätte. Dann fuhr ich in die Oper zur „Elektra" von Richard Strauß.

Als am andern Morgen mein Wagen

vor dem Bahnhof hielt, trat wieder ein kleines Mädchen vor, um ein Gedicht zu sprechen; es blieb aber schon nach der ersten Zeile stecken. In meiner unbeschreiblichen Freude hob ich das süße, unschuldige Ding, das nie eine Rednerin werden wird, empor, küßte es ab und schenkte ihm den ganzen Inhalt meiner Börse, mit der Bitte, sich Schokolade dafür zu kaufen. Dann verabschiedete ich mich von sämtlichen Vertretern der Militär- und Zivilbehörden, bestieg den Zug und fuhr heim.

Sehen Sie: diese drei Tage sind der Grund, weshalb ich auf die Thronfolge, auf meinen prinzlichen Rang und Stand mit allen aus ihm erwachsenden Rechten ein für allemal verzichtet habe. Ich nenne mich seitdem Haase, Emil Haase. Und lebe herrlich, frei und in Freuden wie ein Untertan.





# Die Ruhe des Petrus

Ich kann es ihm eigentlich nicht verdenken. Erst vor kurzem hab' ich daran erinnert, daß die Menschen über einem Regentage sieben Sonnentage zu vergessen pflegen und aus zwei verregneten Sommertagen flugs einen „hundsmiserablen Sommer" machen. Sie sind eben eine undankbare Bagage, die Menschen. Und nun kommt hinzu, daß der heilige

Wettermacher ein etwas cholerischer Herr ist. Das bewies er damals bei der Gefangennahme des Herrn, als er das Schwert zog und Malchus, dem Knechte des Hohenpriesters Kaiphas, ein Ohr abschlug. Ich habe diese Geschichte sehr gut behalten, weil in meiner Kindheit die Bäcker am Gründonnerstag einen Kuchen zu verkaufen pflegten, der die Form einer Ohrwaschel hatte, aus der man ein Dreieck herausgeschnitten hat, und die das Volk mit eigentümlicher Personenverwechslung „Judasohren" nannte. Es ging offenbar von der naiven Vorstellung aus, daß immer der die Hiebe bekomme, der sie verdient. Diese Kuchen sind jetzt vollständig aus dem Handel verschwunden — ich erkläre mir das so, daß die Waschelu immer kleiner und das Dreieck immer größer wurde — aber die Tat des Petrus ist mir im Gedächtnis geblieben. Es zeugt auch von einer gewissen Hinterhältigkeit, daß er, offenbar ohne Wissen seines Herrn und Meisters, mit einem Säbel einherging, wie es Hinterhältigkeit genannt werden muß, daß er es im Hofe des Hohenpriesters dreimal ablehnte, sich zu dem Nazarener zu bekennen. Versteckten Trotz

bewies er auch, als er die Bitte des Herrn, das Hufeisen aufzuheben, einfach ignorierte, und Ananias und Saphira ließ er sozusagen im Stehen sterben, weil sie der Kirche nicht ihre ganze Habe gebracht hatten. Kurz: ich finde es in hohem Grade begreiflich, daß diesem heimlich-heftigen Manne eines Tages ob dem unaufhörlichen Wettergewinsel der Menschen der Geduldsfaden riß, daß er sich ingrimmig und hörbar den wilden Bart kratzte und vor sich hin knurrte:

„Na warte, Gesindel, du sollst einen Sommer haben. Einen schönen Sommer. Einen Sommer, an dem du dir die Hände wärmen kannst. Freu' dich!"

Zu Beginn dieses Sommers fuhr ich mit den Meinen in die Sommerfrische. Das Wort „Sommerfrische" ist zusammengesetzt aus dem Bestimmungswort „Sommer" und dem Grundwort „Frische" und bedeutet eigentlich einen Ort, an dem, oder eine Gesamtheit von Umständen, unter denen man sich erfrischt. In den Bergen, denen wir zustrebten, konnt' es auch in der Tat recht frisch sein; uns hatte dort schon einmal im Hochsommer ganz gottesjämmerlich ge-

froren, und da eines unserer Kinder sich von einer Krankheit noch nicht ganz erholt hatte und warm gehalten werden mußte und die Heizung in deutschen Gasthöfen oft sehr sparsam betrieben wird, so hatten wir einen Petroleumofen erworben und zur Nachsendung mit der Eisenbahn beordert.

Für die 14stündige Eisenbahnfahrt war es in gewisser Hinsicht bezeichnend, daß an beiden Seiten des D-Zuges alles geöffnet war, was Loch heißt, und daß doch keine Seele über „Zugluft" klagte. Es gab keine Katarrhiker, keine Rheumatiker mehr. Auf Koffern, Kleidern und Polstern lag Staub wie auf den Ruinen von Karthago; der Rauch der Lokomotive warf ganze Briketts in die Fenster; bei einem Blick in den Spiegel entdeckte ich meine Ähnlichkeit mit Matkowsky als Othello; meine Desdemona verbrauchte Dutzende von Schnupftüchern, weil sie nach fünf Minuten aussahen wie Tintenwischer; ungezählte weiße Schleier und Straußenfedern und silbergraue Reisemäntel gingen auf dieser Fahrt zugrunde; aber wer ein Fenster geschlossen hätte, den würde man während der Fahrt zum nächsten hinausgeworfen

haben. Wir konsumierten für 32 Mark Mineralwasser und für 43 Mark Zitronenlimonade. Der Zug war endlos und schlingerte und schlängelte sich so munter, als fächle er sich mit seinem Schwanze Kühlung zu, und die äußerste Schwanzspitze war unser Wagen. Von meinen Kindern wurden 80 Prozent seekrank, von meiner Frau 90. Als ein Pikkolo am Zuge entlang lief und „Warme Würschtel!“ rief, wurden es 100 Prozent.

Von frühester Jugend an hab' ich mich schlecht mit der Hitze vertragen; wenn ich von den Nordpolfahrten eines John Roß und eines John Franklin las, dann wurde mir warm ums Herz, und ich träumte davon, es ihnen einmal gleichzutun; wenn ich aber von Stanley und Livingstone hörte, dann lief es mir kalt den Rücken hinunter, und ich begriff sie so wenig wie die drei Männer im feurigen Ofen.

In solchen Lagen aber wie auf dieser Eisenbahnfahrt erwächst dem Familienoberhaupt die schöne Pflicht, den Geist der Truppe aufrecht zu erhalten, den ehernen Felsen darzustellen, an dem alle Unbilden machtlos abprallen und an dem

die Verzagten sich anklammern und aufrichten können. Ich wies hin auf die Schönheit der vorübergleitenden Landschaftsbilder mit Schornsteinen, Wellblechschuppen und preußischen Amtsgebäuden, behauptete plötzlich mit Frechheit, daß es offenbar kühler werde, rühmte den gesundheitlichen Nutzen der Transpiration, erzählte, wie ich als Soldat bei solcher Temperatur in voller feldmarschmäßiger Ausrüstung 17stündige Felddienstübungen hätte machen müssen, und machte viertelstündlich einen Witz. Bei den Kindern half es ein wenig; meine Frau aber wischte mir bei jedem Witz mitleidsvoll den Schweiß von der Stirn.

„Das Thermometer am Bahnhof zeigte 28 Grad," sagte eins meiner Kinder.

„Wir hätten vielleicht lieber morgen reisen sollen," meinte ein anderes.

„Glaubt ihr, daß es morgen anders ist?" rief meine Frau, die in unserer Gemeinschaft den gemäßigten Pessimismus vertritt.

„O ja, morgen wird's anders!" versetzte ich diplomatisch. Und ich behielt recht; es wurden 30 Grad.

Als wir im Hotel angelangt waren,

stellte ich vor allem fest, daß unsere Zimmer nach Osten oder Süden lagen; das meine hatte nach zwei Seiten Fenster und lag nach Osten und Süden zugleich. Die Kinder hätten natürlich sofort mit mir getauscht, wenn ich es gewünscht hätte; aber als abgehärteter Soldat durfte ich nichts sagen.

Recht fleißig zu wandern in Berg und Wald, das hatten wir uns vorgenommen, acht bis zehn Stunden täglich, bergauf und bergab. An diesem Tage gingen wir nicht weiter, nachdem wir den zehn Minuten langen Weg vom Bahnhof zum Hotel zurückgelegt hatten. Wir setzten uns in den Hotelgarten, der aus drei Kisten mit Taxus und 17 eisernen Tischen und Stühlen bestand, tranken Apollinaris und plauderten. Das heißt: ich plauderte.

„Hach!“ rief ich, „im Grunde genommen tut's einem doch wohl, wenn der Körper einmal so recht bis auf den Grund durchsonnt wird! Man wird ein ganz anderer Mensch, man lebt auf! Solche Extreme bringen das Blut wieder in Schwung! Dieses langweilige juste-milieu von nicht kalt und nicht warm macht einen schlaff und träge! Als ich

Soldat war, da mußten wir bei solcher Temperatur in voller feldmarschmäßiger Ausrüstung usw."

Meine Familie nickte stumm und schwitzte.

Da es am folgenden Tage 31 Grad waren, so verschoben wir die geplante Wanderung, setzten uns in den Hotelgarten mit den drei Taxuskisten und tranken Fachinger. Als Stoiker und Spartaner sprach ich:

„Ich muß an solchen Tagen immer an die Feldarbeiter denken, die mähen und Garben binden, oder an die Leute, die im Weinberg unter den senkrechten Strahlen der Sonne arbeiten müssen. Und an die Heizer, die unten im Schiffsraum vor den Feuerrachen stehen. Wenn man sich das vorstellt, dann sitzt man doch hier wie im Himmel. Nicht wahr?"

Meine Familie nickte stumm und schwitzte.

Am Tage darauf waren es 32 Grad; wir verschoben die geplante Wanderung, setzten uns in den Garten und tranken Gieshübler. Ich ging von der Rolle des Spartaners zu der des stillen Dulders über. Wir sprachen wenig, weil die Bewegung der Sprechwerkzeuge zu

sehr erhitzte: ich wollte einmal von den Schiffsheizern sprechen; aber der Gedanke daran rief einen so heftigen Schweißausbruch hervor, daß ich den Unterkiefer wieder anzog.

Um Abwechslung in dieses Einerlei zu bringen, tranken wir folgenden Tages unser Selterwasser auf dem Zimmer. Wenn man sämtliche Jalousien rechtzeitig herunterließ und auf der Schattenseite alles öffnete und ein paar Löcher in die Wand schlug, und wenn man sich dann auf einen weitmaschigen Rohrstuhl setzte und die Arme herunterhängen ließ und die Finger spreizte, dann hatte man zuweilen schweißfreie Momente. Aber das Leben stellt seine erbarmungslosen Forderungen: um ein Uhr schlug die Tischglocke. Während auf dem Zimmer meine Kleidung zur Hauptsache in einem Pincenez bestand, mußte ich nun Oberhemd, Strümpfe, Stiefel, Hosen, Weste, Halskragen (!!) und Rock anlegen. Sollte es einmal dahin kommen, daß die Frauen alles tun dürfen, was die Männer tun, dann werde ich darauf dringen, daß sie auch gestärkte Halskragen tragen müssen, und zwar in solchen Sommern. Wenn es Mode

ist, werden sie freilich einen dicken Pelzkragen darüber legen. Täglich sah ich unter den Gästen dieses Hauses Frauen, angezogen bis zu den Ohrläppchen, geschnürt bis zur Atemlosigkeit und holdselig lächelnd. Für sie gab es nicht Hitze, nicht Kälte, sondern nur Sommer- und Wintertoiletten. Außerdem natürlich Herbst- und Frühjahrstoiletten.

„Sieh doch dieses entzückende Kind!“ flüsterte meine Frau mir bei Tische zu und deutete mit den Augen nach einer Gegend hinten rechts von mir. Hätte sie gesagt, dort säße die Kaiserin-Mutter von China mit Friedrich Barbarossa am Tische, so hätte ich nicht hingeschaut; aber der Anblick eines schönen Kindes ist für mich immer eine innere Erneuerung, und so blickte ich mich um. Man kennt die Wachsköpfe in den Friseurläden, die sich langsam, ganz langsam drehen, damit man eine Frisur von allen Seiten mit Vertiefung betrachten könne. In diesem Tempo blickte ich mich um, sah ein wirklich engelschönes Kind und wandte mich dann wieder meinem Teller zu. Dies alles war das Werk einer Viertelstunde. Größe und Würde der Bewegungen: das ist der große Gewinn dieses Sommers.

So muß Semiramis, die Herrscherin von Babylon, ihre Suppe gegessen haben, wie meine Frau sie ißt; so würde Sarastro einen Hering zerlegen, wie ich es tue.

Unter den Gästen, die in der Vorhalle den Kaffee einnahmen, saß regelmäßig ein alter hypertrophischer Stadtrat, der jedem, der ihn fragte: „Wie geht's?" zur Antwort gab:

„Man sitzt — und schwitzt, hähä."

Er schien sich ganz wohl zu fühlen; er empfand sich als Dichter und Witzbold, und dieser Erfolg schien ihm über alles hinwegzuhelfen. Ob der Mann auch in anderen Sommern so war, weiß ich nicht.

Da die Temperatur folgenden Tages auf 34 stieg, blieben wir wieder auf dem Zimmer und spielten Karten. Lesen mochten wir nicht, weil wir immer auf der ersten Seite nach einem Anfall von Drehkrankheit einschliefen, Kunst und Wissenschaft uns übrigens auch gänzlich schnuppe waren. Ich spiele so unbewußt Karten, daß meine besten Freunde, wenn sie Haufen Geldes an mir gewinnen, mich noch obendrein beschimpfen und die Neigung zeigen, zu Tätlichkeiten überzugehen. Meine Frau

spielt nicht ganz so gut; sie läßt beim Mischen mehrere Male die Karten fallen, gibt entweder zu viel oder zu wenig Blätter, fragt sechsmal, was denn Trumpf sei, will dann das Trumpfaß mit irgendeiner Neun stechen, bittet nach jedem Stich um die Erlaubnis, ihre Points erst einmal zählen zu dürfen, und gestattet jedem, der sich dafür interessiert, einen Einblick in ihre Karten. Meine Kinder konnten überhaupt noch nicht spielen; aber das alles war ja auch gleichgültig. Wir warfen Karten auf den Tisch und nannten das „Sechsundsechzig" und freuten uns diebisch, wenn wir einen Stich verloren, weil dann der andere den Arm ausstrecken und ihn heranholen mußte. In vier Stunden setzten wir 14 Pfennige um; unsere Jüngste hatte sie gewonnen. Dazu tranken wir Biliner.

Am folgenden Tage verfiel einer von uns auf den Gedanken — unter diesen Umständen eine imposante Leistung — daß man ja fahren könne, wenn das Gehen nicht möglich sei. Wir machten also eine Ausfahrt; aber das Vergnügen war zweifelhafter Natur. Wenn man vor sich die Gäule sah, wie sie stunden-

lang durch den Sonnenbrand bergan stapften und unaufhörlich mit den Schwänzen, die die Bestie Mensch ihnen verstümmelt, vergeblich nach ihren zahllosen Peinigern schlugen, wenn man auf Äckern und Weinbergen die Menschen rackern sah in der flimmernden Glut des Mittags, dann schämte man sich, den Herrn zu spielen. Ja — es ist lächerlich zu sagen; aber es ist wahr — ich hatte Mitleid mit einem Schleppdampfer, der sieben vollgeladene Riesenkähne ziehen mußte, und dachte in einem fort: Den muß ja der Hitzschlag treffen.

Den Tag darauf ging das Thermometer zu 35 Grad und unser stilles Duldertum zum Galgenhumor über. Wir setzten uns wieder um den Tisch und sangen:

O, wie ist es kalt geworden<br>
Und so traurig, öd und leer;<br>
Rauhe Winde wehn von Norden<br>
Und die Sonne scheint nicht mehr;

und

E, e, e,<br>
Nun gibt es Eis und Schnee;

ich verschaffte mir eine Laute, schlich mich am Abend hinter das Fenster

meiner Frau und brachte ihr ein Ständchen:

> Starrend vor Frost,
> Steh' ich vor deinem Fenster.

Und sehr à propos traf in diesen Tagen mit ungeheuren Frachtspesen ein großes Paket ein: der Petroleumofen. Damit er nicht umsonst dastehe, setzte ich ihn in Brand und machte mir Wasser darauf heiß. Denn von nun an trank ich Grog.

Das alles wäre ja nun soweit ganz amüsant gewesen, wenn man des Nachts hätte schlafen können. Man erwachte früh um viere vom Schwitzen, und man war spät um zwölfe noch nicht eingeschlafen vor Schwitzen. Außerdem hatte dieses Hotel Jalousien. Diese Jalousien konnte man, wenn man wollte, ganz langsam und fast geräuschlos herunterlassen; aber die Hotelgäste wollten offenbar nicht; sie ließen sie wie Lawinen herabstürzen.

> Und wenn der Sturm im Walde braust und knarrt,
> Die Riesenfichte, stürzend, Nachbaräste
> Und Nachbarstämme quetschend niederstreift,
> Und ihrem Fall dumpf hohl der Hügel donnert —

genau so war es, wenn solch eine Jalousie herabsauste. Ein Verein zur geräuschlosen oder wenigstens gleichzeitigen Herablassung der Rolläden war nicht zustande zu bringen. Um halb zehn donnerte die erste, um halb eins die letzte. Wenn man Glück hatte, schlief man dann ein. Dann träumte man, oben vom Kölner Dom würden auf einmal 5000 Bretter heruntergeworfen; entsetzt fuhr man empor — es war doch noch eine Jalousie übrig gewesen.

Nicht zu verwundern, daß an einem Morgen nach solcher Nacht die Symptome des vierten Stadiums bei mir zum Ausbruch kamen. In der Wetterprognose des vorhergehenden Tages hatte es schon wie seit langem geheißen: Neigung zur Gewitterbildung. Diese Neigung war auch bei den Menschen offenbar vorhanden, bei der Sonne aber nicht. Diesen Morgen wie alle Morgen lachte sie von ihrem stahlblauen Himmelbett herab wie eine herzlose Kokette, die sich freut, wenn ihre Opfer im Staube vor ihr verschmachten. Ich stieg zu den Frühstücksräumen hinab und kam dabei an einem Abreißkalender vorbei. Der Spruch des Tages lautete:

Alles in der Welt läßt sich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von guten Tagen.
Goethe.

Ingrimmig lächelnd nickte ich Zustimmung und dachte: Ein immer noch moderner Dichter. Dann schritt ich weiter und kam zu einem Barometer. Ich blieb davor stehen: der Zeiger wies auf „Schön Wetter".

„Was heißt „schön"?!" schrie ich. „Wieso „schön"! Eine Frechheit ist das! Jawohl: eine Frechheit!"

Erschrocken sah ich mich um: hinter mir stand der hypertrophische Stadtrat und grinste:

„Ja, ja — man sitzt und schwitzt, hähä."

Außer mir, erhob ich die Rechte und — verwandelte ihren Schwung noch rechtzeitig in eine wohlgerundete Bewegung nach der Tür, unter Hinzufügung der Worte: „Bitte, nach Ihnen."

Ich begriff jetzt, warum die Bewohner der warmen Länder ein so anderes Temperament haben als wir; ich war Südländer geworden, Sizilianer sozusagen.

Als Sizilianer ging ich nächsten Tages nach dem Bahnhof, wo ich eine not-

wendige Erkundigung einzuziehen hatte. „Nach dem Bahnhof", das bedeutete 600 Schritt durch erbarmungslosen Sonnenschein. Bevor ich diesen Weg antrat, bestellte ich mein Haus, versammelte ich noch einmal meine Lieben um mich und nahm von ihnen Abschied. Die übrigen Kurgäste betrachteten mich wie einen Rekognoszierungsposten, der ein langes, deckungsloses Gelände unter dem Hagel feindlicher Geschosse abschreiten soll. Ein Hagel von feindlichen Geschossen war dieser Sonnenschein. Auf dem Bahnhofe sah ich einen Buchhändler, und auf seinem Büchergestell sah ich ein Buch mit dem Titel: „Laßt Sonne herein!" Dieses Buch ist von mir.

„Um Gottes willen, verstecken Sie das Buch," rief ich, „oder Sie und ich werden ein Opfer der Volkswut."

Der Mann sah mich ganz irrsinnig an und machte keine Miene, mir zu gehorsamen. Ich kaufte also das Buch und verbarg es in meiner tiefsten Tasche. Dann stürzte ich auf das gegenüberliegende Telegraphenamt und gab folgende dringende Depesche an den Verleger auf:

„Erwarte umgehend bestimmte Zusicherung, daß mein Buch aus dem Handel zurückgezogen und eingestampft wird.“

Die bezahlte Antwort lief zwei Stunden später ein und lautete:

„Sie sind woll verrückt?“

Vielleicht hatte der Mann recht. Vielleicht war ich wirklich verrückt. Meine Reizbarkeit grenzte an Tobsucht: Als der Kellner mir Gerolsteiner statt Rhenser Wasser brachte, bedrohte ich ihn mit dem Messer, und als am Abend mein Zimmernachbar seine Jalousien wieder herabstürzen ließ, ließ ich die meinigen 15 mal hintereinander herniederdonnern, so daß am andern Morgen im Hotel das Gerücht von einem nächtlichen Gewitter verbreitet war. Einige wollten deutlich die infolgedessen eingetretene Abkühlung bemerken; es waren aber jetzt 37 Grad im Schatten, und nun trat bei mir Verblödung ein. Als der Wirt mich fragte: „Wie steht's mit dem werten Befinden?“ versetzte ich:

„Nu ja — man sitzt — und schwitzt, hähähä!“ und lachte lange und herzlich. Ich fand den Witz jetzt einfach glänzend, und als eine große Zeitung mich um

eine Novelle bat, schrieb ich ihr, eine Novelle hätt' ich augenblicklich nicht, aber ein geistsprühendes satirisches Gedicht, das ich hier bei einem vielversprechenden Talent entdeckt hätte. Ich fügte das Werk des Stadtrats meinem Schreiben bei und erhielt zur Antwort:

„Wir wollen doch lieber die kühlere Jahreszeit abwarten."

An einem Nachmittag in dieser Periode des Kretinismus saßen wir wieder um den Tisch bei einem Glase Sauerbrunnen und spielten „Schwarzer Peter" — bis 66 konnte keiner mehr zählen — und sangen zur Abwechslung das Lied vom Stumpfsinn mit seinen 68 Strophen.

Da plötzlich sprang alles von den Stühlen: der Himmel verfinsterte sich, vielleicht infolge unseres Gesanges. Wie wenn's Haus brennte, stürzten wir die Treppen hinunter; da fanden wir schon alles vor der Tür stehen und rufen: „Ein Gewitter! Es wird immer dunkler! Es zieht sich zusammen!" Und da — ein Blitz, ein diskreter Blitz nur, aber doch ein Blitz, und ein Donner, ein reservierter, höflicher Donner, aber doch ein Donner, und alles rief und staunte und frohlockte: ein Blitz, ein Blitz, es

donnert, es donnert! Und dann wurden die Blitze breiter und greller und die Donner wurden lang und brüllend, und alles starrte selig in den offenen Himmel, und niemand schien sich zu fürchten. Und da mußte ich denken, wie sehr doch unsere Stellung zu den Erscheinungen des Lebens von den Voraussetzungen und von der Verknüpfung der Umstände abhängt. Ein Jahr vorher war ich in Thüringen gewesen, und dort hatte es vier Tage lang täglich vier bis fünf Stunden gewittert. „Gewittern" war eigentlich kein Wort für diesen unaufhörlichen Universalradau: die Blitze bissen einander in den Schwanz; jeder Donnerschlag schien seinen Vorgängern zuzubrüllen: Ihr flüstert ja, Kinderchen; doller, doller, doller, das ist ja rein gar nichts! Und dann kamen Schläge, daß alle Fenster des Himmels klirrten, Schläge, als wenn das ganze himmlische Porzellan auf einmal zerschmissen würde. Und was war die Folge? Die Sache wurde ennuyant. Gibt es eine kühnere contradictio in adjecto als „der langweilige Blitz?" Und doch erlebte man's hier: auch Blitze können langweilig werden. Man sah und hörte

nicht mehr hin; man behandelte den guten Jupiter tonans als komischen alten Griesgram, von dem man schon weiß, daß er den ganzen Tag auf seinem Throne sitzt und übelnimmt.

Heuer jedoch war die Sache à la Reinhardt inszeniert. Man hatte drei Monate gewartet und nichts als Beleuchtung genossen und war nun tief ergriffen, als schließlich doch noch etwas kam. Und zuletzt kamen sogar Tropfen, richtig flüssige, nasse Wassertropfen. Die Menschen richteten ihr Angesicht nach oben und lächelten wie Kinder, wenn sie den feuchten Segen auf Stirn und Wangen fühlten. Und dann prasselte ein Wolkenbruch hernieder, und alles rief: „Aaaaaaaah!" und starrte in die strömende Gosse wie in einen Niagara, und Damen in Chiffon- und Voilekleidern standen im Platzregen und seufzten: „Ah — ah — ah!" Und da fiel mir wieder etwas anderes ein: eine ehemalige Schülerin, eine kleine Mexikanerin, die der Wind des Schicksals nach Hamburg getrieben hatte und die eines Novembertages mitten in der Stunde mit einem jauchzenden Aufschrei ans Fenster sprang, als es schneite. Sie war 14 Jahre alt

und hatte niemals Schnee gesehen. Das große Kinderglück eines ersten Schauens lag auf ihren Zügen. Und etwas Ähnliches sah ich hier auf blasierten Gesichtern.

Aber wie gesagt: die Regie verfuhr in diesem Jahre sparsam und nach dem Grundsatze: „Bist du wo gut aufgenommen, mußt du nicht gleich wiederkommen." Die Wasser verliefen sich und kamen nicht wieder; die Hitze stieg auf 40 Grad, und ich trat in mein letztes Stadium. In sinnloser Verwirrung tat ich einen verzweifelten Schritt: ich setzte mich an den Schreibtisch und arbeitete. Arbeitete täglich acht Stunden und schrieb u. a. auch diesen wahrheitsgetreuen Wetterbericht aus der Sommerfrische. „Die Liebe wird entschuldigen," schreibt Fritz Tribbelsitz in einem seiner berühmten Liebesbriefe an Luise, „daß ich dies in Hemdärmeln schreibe; es ist eine hanebüchene Hitze." Ich wage nicht zu sagen, was ich bei Abfassung der vorliegenden Arbeit nicht anhatte; da ich in der Nähe sehr gut sehe, hatte ich auch den Kneifer abgelegt. Natürlich lief mir trotz alledem bei der Arbeit der Schweiß in Strömen vom Leibe; aber er kam mir nicht mehr

zum Bewußtsein. So lange ich arbeitete, war ich heiter, stark und zufrieden; der feurige Drache lag besiegt am Boden; Nichtachtung hatte ihn getötet.

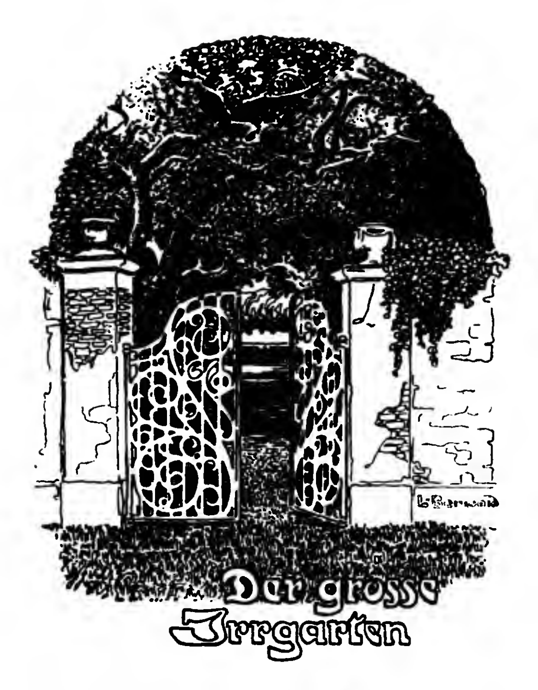
Endlich schien denn auch der Rachedurst des Petrus gestillt; eine merkliche Abkühlung trat ein und dauerte fort; wir fuhren nach Hause in die Sommerfrische, und dann kam eigentlich das Schlimmste: die Gespräche über den heißen Sommer. Börsenleute, die sonst nichts anderes sprechen als: „Wie geben Sie South African Territories?" sprachen von der Hitze; Virtuosen, die sonst kein anderes Gesprächsthema kannten als ihre Erfolge, redeten von der Hitze; Skatspieler sprachen zwischen der 30. und 31. Runde von der Hitze; Damenkränzchen unterhielten sich — zunächst freilich von Toiletten — dann aber von der Hitze und hiernach erst über die Abwesenden. Ich half mir endlich, indem ich auf die Frage: „Haben Sie auch unter der Hitze gelitten?" mit kalter Stirn erwiderte: „Nicht die Spur. Ich fand die Temperatur normal."

Übrigens: als ich einen Tag nach meiner Rückkehr durch die Straßen ging, trat solch ein Mensch aus seiner Tür.

Es regnete mäßig; der Mann spannte mit einer wütenden Boxerbewegung seinen Schirm auf und murmelte: „Verdammtes Schweinewetter!“

Wie gesagt: Im Grunde kann ich's dem Alten von der Wetterwarte nicht verdenken. Wundert Euch nicht, meine Freunde, wenn wir einen harten Winter bekommen. Wenn Ihr durchaus kein Gedächtnis für empfangene Wohltaten habt, so schreibt Eure guten und schlimmen Tage in ein Buch und lernt die Gaben des Himmels würdigen, wie sie kommen.





# Der grosse Irrgarten

Kommt mit in meinen Blumen-, Irr- und Wundergarten!

Er ist nicht größer als meine Handfläche; aber ihr werdet euch wundern. Ein Leben könnt ihr damit verbringen, durch seine Gänge, Lauben, Grotten und Gebüsche zu wandeln. Tretet ein!

— — — — — — —

Als unsere Älteste eben zu sprechen begonnen hatte und meine Frau sie eines

Tages fragte: „Wo ist Papa?" da antwortete sie mit unvergleichlicher Gemütsruhe: „Papa puttrissen," d. h. Papa ist kaputtgerissen.

Meiner Frau und mir selbst war von diesem jähen Ende nichts bekannt; wir fragten uns also: Was kann das heißen sollen? Ich war verreist gewesen; das Kind hatte gehört, Papa ist verreist; reisen war ihm dasselbe wie reißen, verreisen soviel wie zerreißen; in seinem Kopfe hatte der Satz also geklungen wie „Papa ist zerreißt", und wie die papiernen Bilder und Puppen, mit denen sie gelegentlich spielte, immer sehr bald „puttrissen" waren, so war es jetzt ihr Vater. Sie nahm sein grauses Schicksal mit der denkar größten „Wurschtigkeit" hin.

Als ihr Brüderchen noch am Boden kroch und spielte, hörten wir ihn wiederholt den Ruf „Hammelschitte!" ausstoßen. Lange suchten wir vergeblich nach der Übersetzung dieses seltsamen Wortes. Endlich beobachteten wir, daß der Junge diesen Ruf jedesmal dann ausstieß, wenn eines seiner Stein- oder Holzgebäude zusammenstürzte oder wenn sich sonst eine Katastrophe ähnlicher Art ereignete.

Und mit einem Male ging uns ein Licht auf. Wenn wir mit ihm gespielt hatten, so hatten wir wohl bei gleichem Anlaß gerufen: „Da ha'm wir die Geschichte!" Dieser Satz war ihm zu einem Wort und einem Begriff zusammengeschmolzen und bedeutete soviel wie Zusammenbruch, Einsturz, Umsturz, und da ein möglichst geräuschvoller Einsturz für die Kinder ein Hauptvergnügen beim Bauen, ja, sozusagen der Sinn des Bauens ist, so stieß er das Wort „Hammelschitte" jedesmal mit sichtlicher Befriedigung hervor.

Ebenfalls nicht ohne weiteres, wenn auch immerhin leichter verständlich war mir die Nachricht unserer Jüngsten, sie habe bei den Nachbarn ein Bild gesehen, auf dem wäre „Jesus mit zwölf Posteljungens" gewesen. Sie hatte offenbar von „Aposteln" und von „Postillons" gehört und die beiden Berufsklassen zusammengeworfen. Vielleicht hatte auch noch das Wort „Jünger" hineingespielt.

Als dasselbe Kind uns versicherte, es habe „solche Notbremse im Hals", schenkten wir ihm keinen Glauben. Erst als wir erkannten, daß es sich um ein „Sodbrennen" handle, fanden wir seine Be-

schwerden verständlich. Auch als es uns erzählte, unser Wirt in der Sommerfrische füttere seine Schweine „mit Schleie", fanden wir dieses kostspielige Verfahren nicht wahrscheinlich; mit „Kleie": das war zu glauben.

In einer Warteschule hörte ich die Kinder singen „Es regnet ohne Untersatz" statt „Unterlaß". Sie wußten, daß man Gefäßen, die eine Flüssigkeit enthalten, wie Biergläsern, Blumentöpfen und dergleichen einen Untersatz gibt, und machten wahrscheinlich mit Befremden die Beobachtung, daß die Natur beim Regnen diese Reinlichkeitsmaßregel versäume.

Ihr werdet jetzt schon wissen, was ich mit meinem Irrgarten meine; wenn ich von seinen Schönheiten, Wunderlichkeiten und Wundern nicht immer die letzte Erklärung gebe, so gebt sie euch selbst; es ist das anmutigste und fruchtbarste Rätselraten, das ich kenne.

Ein krauses und reiches Gärtlein für sich bilden allein schon die lautlichen Irrwege der suchenden, tastenden Kinderzunge, die doch nach verborgenen Gesetzen tastet und sucht. Das Kind erfindet sich ein geniales Erleichterungsverfahren; es assimiliert Zahn- und

Lippenlaut und macht zwei Lippenlaute daraus; es hat „epwas" gefunden und möchte noch „epwas" von der Torte, die ihm schmeckt; es löst einen schwierigen Hiatus auf, indem es einen leichten Konsonanten einschiebt, auf den die Zunge schon eingestellt war, ersetzt eine schwierige Konsonantenhäufung durch eine leichte Konsonantenfolge, und zwar durch eine, die es soeben erst geübt hat; darum wollte eins unserer Kinder nichts von der „Servisette" wissen; darum sprach es, als es schon stark herangewachsen war, noch immer ahnungslos von einer „Klopdopstraße" statt von einer Klopstockstraße.

Das Kind verkehrt die Reihenfolge der Anlaute in schwierigen Wörtern und erzählt uns strahlenden Auges von der „Muckerlative", die so laut geschrieen und geschnauft, und von dem „Wufflabomm", den es am Himmel gesehen habe. Mit entschlossener Abkürzung macht es aus einem Delikatessenhändler einen „Delitessenhändler"; ein völlig fremdes Wort modelt es um nach einem, das es schon gehört hat: so verbreitete eines unserer Kinder die sensationelle Nachricht, daß seine Eltern in „Salz-

kamerun" wären, während wir nur bis zum Salzkammergut gekommen waren.

Ebenso erquicklich ungeniert behandelt es die Etymologie; wo ihm die Vergangenheitsformen fehlen, gebraucht es den Infinitiv oder wenigstens seinen Vokal; es hat ein heillos verknotetes Stiefelband „einfach durchgeschneiden" und fragt die Mutter, ob sie die Ernte vom Stachelbeerbusch schon „gewiegt" habe. Die unregelmäßigen Verben und ihre Ablautung sind ja bekanntlich überall und überhaupt ein lustiges Kapitel; die rote Grütze, die in der Küche bereitet wurde, „raach" so wunderschön, als Roswitha im Garten „ging, nein: gang, nein: gung"; sie möchte sich „epwas" davon „nimmen". Und wenn es eine „Faulheit" gibt, warum soll es keine „Fleißheit" geben; wenn man von Emsigkeit spricht, warum soll sich Irene nicht über die „Faulkeit" ihrer Puppe entrüsten? Ist man nicht souverän und kann man nicht einfach Plurale und Wörter schaffen, die es bis dahin nicht gegeben? Wenn Rosenkohl auf den Tisch kam, verzichtete Erasmus; er mochte „die kleinen Köhler" nicht; die Peitsche war ihm ein „Knallstock" und

die Kiemendeckel der Fische waren „Fischklappen“. Die Frauen, die im Kloster leben, heißen Nonnen, die Männer, die im Kloster leben, demgemäß natürlich „Nonnenmänner“, und wenn man die Lampe angezündet hat, so muß man sie beim Zubettgehen wieder „auszünden“.

Muß sich der deutsche Sprachverein nicht freuen, wenn aus dem welschen „Vestibül“ ein deutsches „Westerbül“ wird? Wenn es nach Süden liegt, sagt man natürlich „Süderbül“.

Wurzelecht ist dieser Purismus Roswithens freilich nicht; als ich verschiedentlich scherzender Weise das Wort „naturellement“ gebraucht hatte, sagte sie statt „natürlich“ nur noch „natürlichrallemang.“

Dagegen verfuhr sie wiederum höchst selbständig, ja tyrannisch bei der Transition des Tätigkeitsbegriffes auf Subjekt oder Objekt. Sie dichtete eines Tages bei einem ihrer Spiele, daß es regne, und spannte ihr Schirmchen auf. „Warum spannst du denn den Schirm auf?“ fragte ich. „Ich beschütz den Regen,“ versetzte sie.

Aber dieser Irrgarten der Wörter und Laute ist nur ein kleines Vorgärtchen

zum großen Labyrinth der Begriffe. Denkt euch, ihr blicktet von erhabenem Standort auf ein riesiges Manöverfeld, in dem eine Armee nach allen Richtungen zerstreut durcheinandergewirrt wäre. Da ertönt das Signal zum Sammeln, und plötzlich entsteht ein so heilloses Ameisengewimmel, daß ihr glaubt, es könne sich nie und nimmer entwirren. Aber mehr und mehr kommt Ordnung in den Haufen; immer deutlicher formen sich die Gruppen, und endlich steht jede Division und jede Kompanie an ihrem Platze und jeder Mann in seinem Zuge an rechter Stelle.

Daran muß ich immer denken, wenn ich das Gekribbel und Gewibbel und Gewusel der Vorstellungen und Begriffe in einem Kinderkopf beobachte, und kein Schauspiel dünkt mich wunderbarer und entzückender als, wie diese Begriffe und Vorstellungen sich nach und nach von selbst zurechtlaufen.

Interessant ist schon die Chronologie der kleinen Köpfe. „Einmal", so erzählte unsere Roswitha ihrer Mutter und mir, „einmal hab ich in Eppendorferweg 'n ganz großen Löwe gesehen!" und als wir an der Wahrheit dieser Erzählung

zweifelten, fügte sie hinzu: „Ganz gewiß, da wart ihr noch gar nicht geboren.“

Als sie eines Tages hörte, daß Männe, ihr geliebter Dackel, auch einmal sterben werde, da meinte sie nach längerem Nachsinnen: „Na ja, wenn er denn stirbt un wenn Kurti denn mein Mann is, denn lassen wir ihn ausstopfen un denn stellen wir ihn aufs Buffet.“ Männe wird eben nicht eher sterben, als bis sie verheiratet ist und ein Buffet hat. Kinder sind Götter und arrangieren den Weltlauf höchstselbst. Und der Gedanke, daß etwas Geliebtes ganz aus ihrer Nähe verschwinden könnte, besteht für sie nicht.

Die Kinder, die Roswitha einmal haben wird, haben sofort ein gewisses vorgeschritteneres Alter; die früheren Kinderjahre überspringen sie. Ihre Mutter wünscht das so, weil sich dann interessanter mit ihnen spielen läßt als mit Säuglingen und Babies.

Roswithens ältere Schwester Hertha kennt keinen Unterschied der Zeiten nach Sitten und Gebräuchen; ihre Geschichtsbilder sind ein einziger Anachronismus. „Mutter,“ fragte sie, „wie hieß noch der Herr, der über die Volsker siegte?“

Coriolan ist eben ein „Herr" wie der Nachbar Müller mit der karrierten Hose und dem Zylinder. Geschichtslehrer sollten das bedenken.

Und alle sollten wir bedenken, daß Kinder von dem, was wir ihnen sagen, viel weniger verstehen, als wir ahnen, wenigstens von dem, was sie verstehen *sollen*. Was sie erleben, verstehen sie weit besser als, was wir ihnen sagen. Dieselbe Hertha kam mit der Theseussage nach Haus und erzählte frisch und munter: „Theseus hatte aus Versehen auf Kreta getreten." Was mag sie sich unter Kreta vorgestellt haben! Nie haben wir's herausgebracht.

Was mag sich unsere Jüngste jahrelang unter dem Wort „Dienstag" vorgestellt haben! Eines Tages sagte sie nämlich mit größter Entschiedenheit: „In mein ganzes Leben is noch nie Dienstag gewesen!" Und ein anderes Mal fragte sie: „Nich, Pappi, Eis is doch kälter als Winter, nich?" Wie sah der Winter aus in diesem Köpfchen? Nicht wahr, das ist ein Helldunkel, so geheimnisvoll, wie es keinem Rembrandt je gelungen ist, nicht wahr, da tun sich zauberdunkle Höhlen voll flimmernder Nächte auf?

Zuweilen gemahnt das kindliche Tasten an den blinden Glücksgriff des Genies. „Was ist denn ein ‚Paradies?‘ fragte ich einst ein kleines Mädchen. ‚Ein Friedhof‘, antwortete es ohne Besinnen. Der Friede mochte das tertium comparationis sein, das die beiden Gärten in der Seele des Kindes zu einem gemacht hatte. Und auf der Straße hörte ich einst, wie hinter mir ein Büblein zum andern sagte: „Gestern ist meine Großmutter eingepflanzt worden.“ Das ist eigentlich noch schöner als Schillers Verse:

Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schoß . . .

Wir verbinden die Vorstellungen zu Begriffen, wenn sie in den wesentlichen Merkmalen übereinstimmen; das Kind stellt solche Verbindungen nach einzelnen, oft nach einem einzigen und dazu noch zufälligen Merkmal her. Das ergibt dann Aussprüche von merkwürdigem Tiefsinn und von überraschender Komik. Ein Sechsjähriger kam an seinem ersten Schultage mit der verwunderten Bemerkung heim: „Sie sagen in der Schule gar nicht ‚Sie‘ zu mir.“ Daß seine Verwandten und seine Spielkameraden

und die Freunde des Hauses ihn duzten, war begreiflich; sie waren ja Bekannte; aber fremde Leute sagen doch „Sie“ zu einander.

Ein anderer ABC-Schütze berichtete mit gleicher Verwunderung: „Die Schulbänke sind gar nicht gepolstert.“ Man sollte glauben, es sei ein verwöhntes Seidenpüppchen gewesen; aber das Gegenteil war der Fall; es war ein einfach gewöhnter, derber Junge; aber mit dem Begriff eines Sitzgeräts war ihm das Merkmal der Polsterung verbunden.

Einer meiner Freunde ging mit seinem neunjährigen Neffen in einen Juwelierladen, dessen Inhaber ihm u. a. auch einen hübschen Ring für den Buben anstellte. Er steckte dem Knaben den Ring an den Finger und meinte, ob er solch einen Ring nicht haben möchte; der Junge aber lehnte entschieden ab. Wieder auf der Straße, sprach er mit einer gewissen Entrüstung zu seinem Onkel: „Ich weiß garnicht, was der Mann mit seinem Ring wollte! Ich d e n k e garnicht ans Heiraten.“

Natürlich sind es vor allem die sinnlichen Merkmale der Dinge, die in den

Kindern haften und nach denen sie diese Dinge erkennen und bestimmen. Roswitha hatte mit großen, vor Teilnahme ganz dunklen Augen das Lied von den zwei Königskindern gehört, für die das Wasser viel zu tief war. „Warum schwamm denn der Königssohn hinüber?“ fragte ich sie. „Er konnte doch nicht so weit hinüberlieben,“ war ihre Antwort. Lieben heißt die Arme um den Hals des andern schlingen, ihn drücken und küssen.

Selbst die Geister denkt sich Roswitha in einer nicht zu überbietenden Konkretheit. Sie hatte sich im Dunkel ihres Schlafzimmers vor „Geistern“ gefürchtet (wie sie darauf verfallen war, weiß ich nicht); in einer dunklen Zimmerecke argwöhnte sie solch einen Störenfried. Wir hatten ihr versichert, daß es Geister von der Art, die die Leute bei Nacht belästigen, nicht gebe (in solchem Alter gibt's die ja wirklich nicht) und hatten sie genau in alle Winkel schauen lassen, um sie von der Gespensterreinheit des Zimmers zu überzeugen. Das hatte sie denn auch beruhigt. Aber einige Wochen später mußten ihr doch wieder Zweifel aufgestiegen sein; sie rief noch spät ihre

Mutter ans Bett und vertraute ihr ihre Befürchtungen an:

„Ich weiß ja, daß es keine Geister gibt; du hast es mir ja gesagt; aber ich muß immer daran denken: vielleicht is doch noch einer nachgeblieben, un der hat sich vielleicht vermehrt.“

Kann man sich Geister sinnlicher vorstellen?

Und wie sie allem Geistigen einen Körper geben, so — das ist bekannt — beseelen sie alles Körperliche. Weil ihnen Körper und Geist überhaupt noch ungetrennt sind, weil ihnen die Welt überhaupt noch als ein einheitliches Ganze, nicht als eine Vielheit erscheint! Sie besitzen durch die Gnade der Natur noch die Synthese, die der Philosoph, wenn er die Welt analytisch zerbröckelt hat, vergeblich wieder zu erringen sucht; sie sehen die Welt noch in größeren Komplexen als wir. Das zeigt sich höchst charakteristisch in ihrer Orthographie; sie hören nicht Wörter, sondern ganze Wortkomplexe, ganze Sätze als Eines. Als Roswitha Briefe zu schreiben begann, da schrieb sie an ihre Freundin nicht nur: „Dann kristu (kriegst Du) meine Puppe,“ sie lud sie auch

„aufnganfentag“

d. i. auf einen ganzen Tag zu sich und berichtete ihr, daß Männe

„gansausersich“

d. h. ganz außer sich vor Freude gewesen sei.

Und so wenig sie die Worte und Dinge von einander trennen, so wenig trennen sie sich selbst von den Dingen des Alls. „Seid umschlungen, Millionen,“ dieses Wort im grenzenlosesten Sinne ist ihre Weltanschauung. Da kann es nicht wunder nehmen, daß Hertha fürchtete, ihre Puppe werde Heimweh bekommen, und daß Roswitha von ihrem Kaninchen „Swatti“ erzählte:

„Als ich Swatti fragte: „Hast du dir wehgetan?“ da sagte es: „Was geht dich das an!“

„Wie“, fragte ein ungeschickter Mann, „hat Swatti denn gesprochen?“

Überrascht sah ihn Roswitha an. „Er hat so gemacht,“ sagte sie und verzog blitzschnell das Schnäuzchen, wie es die Kaninchen tun und wie es die Kinder machen, wenn sie maulen und trotzen. War das nicht Sprache genug?

Alles Leben ist eins, und in einem einzigen Strome durchzieht es alle. Darum sprang Roswitha heftig auf, als in einer häuslichen Aufführung die Königin über den Tod Sneewittchens triumphierte, und rief mit Tränen in den Augen:

„Du freche Deern, du sollts man tüchtig Haue haben!"

Und darum erlebt' ich eines Tages, als ich zum 100. Male den „Tell" sah, etwas ganz Neues. Als die Rütlimänner auseinandergingen und die Urner wieder die Felsen hinanstiegen, da winkten sie ihren Genossen zum Abschied, und diese winkten zurück. Und wer winkte mit? Mein Töchterchen Hertha, das an meiner Seite saß. Sie lebte zu Beginn des 14. Jahrhunderts in der Schweiz; sie hatte mitgeschworen und kehrte nun heim „zu ihrer Freundschaft und Genoßsame."

Und wie sie alles *sind*, was sie erblicken, so *können* sie alles, was sie sehen. Daß Rudi „Seemann oder Dichter" wird, steht fest, daß er dabei auf Schwierigkeiten stoßen könnte, ist ausgeschlossen; daß er als Seemann den Nordpol finden wird, leidet keinen

Zweifel. Aber das alles ist mit menschlicher Kraft zu erreichen. Kinder haben überdies noch Wunderkräfte. Wenn Roswitha mit fanatischer Gebärde ausruft:

„Ich verzauber dich als Tier!"
dann ist Rudi ein Tier, da gibt es keine Berufung.

Und wie die Kraft, so der Glaube. Als ich einst mit Hertha spazieren ging und wir an einem Wagen mit einem Schimmel vorbeikamen, sagte sie: „Das ist der siebenunddreißigste Schimmel, den ich seh."

„Zählst du denn die Schimmel?" fragte ich höchlichst überrascht.

„Ja, ich zähl alle Schimmel, die ich seh, und wenn man neunundneunzig gesehen hat, dann kann man sich was wünschen." Sie machte dabei dieselben Augen wie damals, als sie den Urnern zum Abschied winkte.

Die größten Magier und Wundertäter aber sind Vater und Mutter. Ich erinnere mich aus meiner Kindheit einer Zeit, da ich glaubte, daß meine Eltern alle meine Gedanken wüßten, wie der liebe Gott. So haben meine Frau und ich bei Roswithen unbegrenzten Kredit. Als sie ihre erste, rührend einfache Weih-

nachtshandarbeit machte, beriet sie eifrigst und eingehendst mit ihrer Mutter darüber, wie sie dies Geschenk am besten vor ihr verbergen könne. Vieles wurde erwogen, vieles wieder verworfen. Endlich rief sie: „Ach was, ich leg es einfach in meine Puppenkommode; ich weiß ja, daß du nich darangehst!"

Und ein andermal sagte sie: „Ja, ich steck ja noch immer den Daum'n in Mund, wenn ich einschlaf; aber du wirst mir das wohl schon abgewöhnen." Dies felsenfeste Vertrauen zur Mutter beruhigte ihr Gewissen vollkommen.

Wenn ich aber Roswithens Meinung von mir darstelle, so muß ich mich eigentlich schamroter Tinte bedienen. Als ein Bildhauer eine Büste von mir angefertigt hatte, da fragte ihr Bruder sie, auf die Inschrift im Sockel zeigend: „Was steht denn wohl drunter?"

„Pappi!" versetzte sie wie etwas Selbstverständliches. Die Welt hatte doch nur einen Pappi, und das war ich. Dumme Frage.

Als aber später einmal von Frankfurt a. M. die Rede war und ihre lehrfreudige Schwester Irene sagte: „Da ist der größte deutsche Dichter geboren. Wer

ist das?" da rief Roswitha mit derselben Selbstverständlichkeit:

„Vater!"

Sie soll einmal meine Biographie schreiben.

Die nächsten im Range nach Vater und Mutter sind die Könige und Prinzen. Daher Roswithens tiefes Erstaunen, als sie in der biblischen Geschichte vernahm, daß die jüdischen Könige mit einer gewissen Regelmäßigkeit und Gründlichkeit sündigten.

„Merkwürdig", sprach sie eines Tages sinnend zu meiner Frau, „jeder König tut eine große Sünde; aber auch jeder!"

Von den Prinzen hatte sie dagegen infolge von Chokolade eine andauernd gute Meinung. Ein Prinz nämlich hatte uns gelegentlich eines Besuches Chokolade für die Kinder gegeben, und als Roswitha ihr Teil empfing, fragte sie strahlenden Blicks: „Handelt der Prinz mit Chokolade?"

Man muß nämlich nicht glauben, daß sie wie ein Kriegsminister denkt und in solchem Handel etwas Deklassierendes erblickt; im Gegenteil: ein Prinz, mit Degen, Barett und spanischem Mantel

in einem Laden voll Chokolade stehend, wäre ihr ein besonders herrlicher Prinz gewesen. Hatte sie doch eines Tages, als ihre Geschwister ins Theater kamen und sie dafür durch Chokolade entschädigt wurde, triumphierend ausgerufen:

„Chokolade ist besser als Theater!" eine Wertung, der ich in manchen Fällen entschieden zustimme.

Unmittelbar auf Könige und Prinzen folgt dann, was Hoheit und Macht anlangt — hier zeigt sich Roswithens deutsche Natur — der Schutzmann oder Konstabler.

„Wo ist denn Rudi?" fragte ich sie einmal, als sie etwa vier Jahre alt sein mochte. Rudi war der nachbarliche Spielgefährte.

„Och," versetzte sie, „wir ha'm uns doch 'n Herd gebaut, aus Sand, nich? un nu woll'n wir Suppe mit Reis zu Mittag kochen, nich? un nu fragt Rudi den Konstabler, ob wir das auch dürfen."

So weit muß es kommen mit der Loyalität. Nur sollten dergleichen Gesuche schriftlich abgefaßt und auf einem längeren Instanzenwege erledigt werden.

Eine unbegrenzte Macht ist auch das Fünfpfennigstück. Ein köstliches Kerlchen

von drei Jahren hatte solch ein Fünfpfennigstück bekommen und wollte damit stracks Laufs auf den Markt, um sich „Zwei Simmels“ (zwei Schimmel) zu kaufen.

Gelegentlich sind wir bereits aus dem intellektuellen in den moralischen Irrgarten getreten. Hier besteht die Verwirrung oft in der verblüffenden Einfachheit. So überwindet Roswitha die Illoyalitäten des ersten Napoleon auf eine höchst summarische Art. Als man ihr erzählte, daß dieser Mann Ägypten, Italien, Spanien, Deutschland, Österreich usw. erobert und mit Krieg überzogen hatte und nun auch noch Rußland erobern wollte, da rief sie empört: „Der is woll wahnsinnig! Der muß mal tüchtig was auf die Jacke haben!“

So ist es denn ja auch am letzten Ende gekommen, wenn sich die Sache auch nicht so einfach gemacht hat, wie es Roswitha meinte.

Kinder glauben an die unbedingte Wirksamkeit von Strafe und Ermahnung; sie beseitigen die moralischen Übel wie der Bader einen Leichdorn. Wie Roswitha fest davon überzeugt war, daß ihre Mutter ihr das Lutschen auf dem Daumen „schon abgewöhnen“ werde, so

ist sie tief davon durchdrungen, daß ihre Kaninchen die Unart des Erdwühlens ablegen werden, wenn sie ihnen ermahnend zuruft: „Ihr dürft aber nicht wühlen!"

Daß Roswitha bei aller Einfachheit ihrer sittlichen Begriffe in gehobenen Stunden gemeinsam mit Rudi das Räuberhandwerk betreibt und alles, was durch den Garten kommt, „überfällt", „fesselt" und „beraubt", mit besonderer Vorliebe mich, weil ich so viel in den Taschen trage, das kann in einem Irrgarten nicht wundernehmen. Verwunderlicher ist schon, daß an der Innenwand der Räuberhütte, in der ich schon viele Jahre als Gefangener geschmachtet habe, ein Abreißkalender, ein Thermometer und ein Telephonbuch hangen.

Daß der Garten der Liebe für Roswitha noch im tiefsten Dunkel liegt, ist selbstverständlich; aber selbst dieser kimmerischen Finsternis entwachsen anmutige Blumen. Sie hatte öfters ein Kind in Begleitung einer Bonne durch unsere Straße spazieren sehen. „Das Kind gehört Dr. Melchers," sagte Hertha bei Gelegenheit.

„Nein, das Kind gehört dem Fräulein!" rief Roswitha energisch.

„Unsinn, Melchers gehört es," wiederholte Hertha, „ich weiß es doch!"

„Ach, was du schnackst!" rief Roswitha. „Dem Fräulein gehört es! Das Fräulein spielt doch immer mit ihm, nich? Un Melchers spielen nie mit ihm."

So verteidigte sie fanatisch das Mutterrecht des Fräuleins, worauf dieses wahrscheinlich gar kein Gewicht legte.

So viel immerhin scheint Roswitha von der Liebe schon zu ahnen: daß es nicht gut sei, wenn der Mensch allein ist. Man hatte ihr erzählt, daß die Nonnen niemals einen Mann nehmen dürften. Das versetzte sie in tiefes, trauerndes Nachsinnen. Dann aber fuhr sie plötzlich auf und rief: „Dürfen sie denn nicht wenigstens die Mönche heiraten?"

Was die Mönche zu diesem „wenigstens" sagen werden, bleibt abzuwarten.

Nicht wesentlich anders stand es mit der zwölfjährigen Irene, als sie uns erzählte: „Georg hat mir gesagt, er sieht kein andres Mädchen an als mich."

Das war von Georg deutlich genug; aber da Irene uns die Angelegenheit ohne Umschweife und freiwillig mitteilte, so waren wir beruhigt.

Als sie einmal unversehens in die Küche geraten war und eines der Dienstmädchen bei dieser Gelegenheit mit viel Empfindung Liebesbriefe von seinem Sergeanten vorgelesen hatte, da waren wir beunruhigt. Aber als sie uns dann erzählte: „Anna hat Liebesbriefe vorgelesen, das war sooo langweilig!" da waren wir wieder beruhigt.

Georg wurde übrigens zum Kaffee eingeladen, erschien ohne jegliche Befangenheit, aß mit derselben Unbefangenheit unglaublich viel Kuchen und spielte dann mit Erasmus und den Mädchen Indianer in einem sehr komischen Kostüm. Er dachte offenbar noch nicht ans Heiraten, sonst hätte er kein komisches Kostüm angelegt. Er war in dem Alter, da man raucht, spielt und liebt, weil es die Erwachsenen tun; er war Toggenburg aus Nachahmung. Nachahmung ist fast alles kindliche Tun und Treiben; aber von einem gewissen Alter ab ahmt man nur nach oben nach. Bei Erasmus und seinen Genossen ging das so weit, daß sie nicht nur Theater spielten (den „Faust" natürlich) sondern sich auch in einer handschriftlichen Zeitung gegenseitig rezensierten. Da hieß es

denn: „Der junge Künstler erschöpfte seine Aufgabe leider nicht restlos" oder „Der fleißige Darsteller möge sich nur nicht durch den wohlfeilen Beifall der Galerie zu Unnatürlichkeiten verleiten lassen usw."

Wir lasen diese Blätter mit ernster Anteilnahme und lachten nicht; denn es ist etwas Heiliges an solcher Kindheit, daß sie keine Ahnung von ihrer Komik hat. Und doch waren diese „Künstler" so komisch wie Roswitha, als sie Maurer spielte und sich dazu eine Kelle geben ließ und eine Blechflasche, über die Schulter zu hängen, und eine Dose mit Kautabak, und fleißig in Lehm und Schlamm arbeitete und dabei doch ein rosa Kleidchen mit Spitzenmanschetten trug.

Ja, sie wollen es gar zu gern den Erwachsenen gleichtun, freilich weniger in dem, was unangenehm und schwierig als in dem, was angenehm und lieblich ist. Ein kleines Mädel aus befreundeter Familie fragte seine Mutter: „Mama, wann kann ich eigentlich tun, was ich will?"

„Ja," lachte die Mutter, „damit hat's noch gute Weile. Warum willst du's denn wissen?"

„Ach, dann will ich mir die Haare brennen,“ versetzte das kleine Weib.

Aber sie wollen nicht nur erwachsen sein, sie werden es allmählich auch. Sie werden klüger, sie erwachen; Strahl um Strahl bringt Licht in den großen Irrgarten, und das zu beobachten ist ein fürstliches Gaudium, wenn auch oft ein wehmütiges. Der erwachende Intellekt zeigt sich gewöhnlich zuerst als Schlauheit, und wenn er sich bei jenem kleinen Mädel auf die Haare warf, so wirft er sich bei andern Kindern — und öfter — auf den Gaumen.

„Mama, zählt ihr eigentlich das Konfekt, wenn ihr es in den Tannenbaum hängt?“ fragte ein kleines Mädchen seine Mutter. Das war ja nun noch eine ziemlich ungenügende Leistung in der Schlauheit; aber sie bringen es mit der Zeit schon weiter.

Bei Roswitha — das muß ich ihr nachsagen — beleuchtet das eindringende Licht gewöhnlich größere Flächen und verbreitert sich zur Philosophie.

„Leibweh is eignlich sehr schön,“ meinte sie schon mit sechs Jahren, „denn bespart man sich seine Chokolade auf, un denn hat man nachher noch welche.“

Das sind die Anfänge einer optimistischen Weltanschauung, die doch eigentlich darauf hinausläuft, daß man auch an Leib-, Kopf- und Zahnweh das „Schöne“ herausfindet. (Bei Zahnweh hält es schwer; aber es geht auch.)

„Teufel, komm un hol sie!“ rief sie einmal, als sie über eine streitsüchtige Spielgefährtin heftig erbost war, und dann setzte sie resignierten Tones hinzu: „Schade, daß es keinen Teufel gibt.“

Ihre Philosophie ist also freilich noch die Tochter der Wünsche; aber immerhin philosophiert sie schon wie Voltaire, der behauptete, wenn es keinen Gott gäbe, so müßte man ihn erfinden, und, wenn man's genau nimmt, auch wie Kant, der den lieben Gott absetzte, um ihn wieder einzusetzen.

Ja, sie hatte schon verhältnismäßig früh sozusagen ethische Anfälle. An einem schönen Ostermorgen hatte sie mit bemerkenswerter Findigkeit die meisten Ostereier, selbst in raffinierten Verstecken, gefunden; aber statt sich nun wild in den Genuß zu stürzen, sagte sie: „Bitte, Mammi, bitte Pappi, versteckt sie noch einmal; ich mag sie so gern suchen.“ Hier überwog also schon die Lust des

Erringens das Gelüste des Gaumens. Natürlich nicht für den ganzen Tag.

Ihr Gehirn war damals überhaupt schon mächtig an der Arbeit. „Ich möcht', daß ich mal recht viel Zeit hätte!" seufzte sie eines Tages.

„Nanu?" rief ich verwundert. Mehr als 24 Stunden am Tage kann man doch nicht gut Zeit haben. „Wozu denn?" fragte ich.

„Denn möcht' ich mal so recht über alles nachdenken!" Sie sagte es langsam, nachdrücklich und sehnsuchtsvoll. Die Welt, das Leben drang in allzu reicher Fülle auf sie ein; sie konnte nicht alles bewältigen; da war so viel, das sie nicht begriff. Es schien eine richtige Sorge in ihr zu sein. O ja, Kinder haben auch manchmal Sorgen, und sie nagen genau so scharf an ihnen wie an uns. Roswitha drängte einmal ihre Mutter, sie möchte ihr doch Unterricht geben.

„Oh, das hat noch Zeit," meinte die Mutter.

„Aber wie soll ich denn durch die Welt kommen!" rief die Kleine bekümmert.

Sie tanzen sorglos über Abgründe dahin und machen sich Sorgen um den

Schatten eines Halmes. Aber es sind Sorgen. Kindereien sind für sie nicht Kindereien. Ich überraschte einmal einen vortrefflichen Mann und berühmten Gelehrten dabei, wie er den Tannenbaum für die Seinen putzte und dabei fortwährend hockend und knieend um den Baum herumrutschte.

„Warum machen Sie denn das?" rief ich erstaunt.

„Ja," sagte er, „man muß bedenken, daß die Kleinen den Tannenbaum von unten sehen; man muß ihn aus der Perspektive der Kinder schmücken."

So müssen wir Sorgen und Freuden, Tränen und Lachen der Kleinen aus der Kinderperspektive betrachten.

Wenn man das tut, wird man freilich zu Zeiten heftig überrascht von einem wahrhaft hellseherischen Blick der Kinder in das Leben der Erwachsenen. Roswitha will später einen gewissen „Kurt" heiraten, das steht fest. Sie werden dann in unserm Hause wohnen, und zwar hat die junge Frau die besseren, unteren Zimmer — das muß man ihr lassen — ihren Eltern, die oberen, geringeren sich und ihrem Manne zugedacht.

„Aber weißt du denn schon, ob dein Mann seine Schwiegereltern bei sich haben will?“ fragte meine Frau.

„Hach!“ rief Roswitha mit unbekümmertem Lachen, „das werd ich ihm schon so lange vorpredigen, bis er ja sagt.“

Ist diese Kenntnis von der Macht der weiblichen Rede nicht verblüffend? Oder ist das nichts als weiblicher Instinkt?

Und voll, gepfropft voll von rührenden und komischen Wundern ist dann die Zeit, da die Klarheit so weit vorgeschritten ist, daß Bewußtheit und Unbewußtheit das Gleichgewicht suchen und das Zünglein an der Wage unaufhörlich schwankt, die Zeit, da Leib und Seele die Stimme wechseln. Dann wollen sie beides sein, Kind und Weib, Junge und Mann. Dann sind zwei Seelen, ach, in ihrer Brust:

„Die eine hält mit derber Liebeslust
Sich noch ans Spiel mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher —

ach, so zweifelhaft „hoher" Ahnen. Dann will die vierzehnjährige Roswitha noch in einem höchst primitiven Indianerkostüm als Chingachgook im Garten umherspringen („Das kann ich doch noch ruhig spielen, nicht, Mutter?") um zwei Minuten später mit Entrüstung zu rufen: „Ich bin doch kein Kind mehr!" Dann benimmt sich der Faustdarsteller und Hamburger Dramaturg Erasmus noch wie ein rechter Tertianer. Nicht im Wachen, o nein, da hält er die Ohren steif als Grand Seigneur, aber im Schlaf. Er redet nämlich aus dem Traum und führt den Dialog weiter, wenn man ihm antwortet. Die Tür zu seinem Schlafzimmer stand offen, als ich vorüberging, und ich hörte ihn laut rufen. „Nanu!" rief er.

„Was ist denn?" fragte ich.

Er: (noch lauter und schwer entrüstet) Nanu!!

Ich: Was gibt's denn?

Er: Es läutet ja gar nicht!!

Ich: Warum soll es denn läuten?

Er: Ist doch schon elf!!!

Aha! Jetzt begriff ich. Er saß in der Schule, und die Lateinstunde wollte nicht rechtzeitig schließen. Daß so eine

Lateinstunde anfängt, ist schon eine Gemeinheit von ihr; aber nicht rechtzeitig zu schließen — da kocht die Jünglingsseele. Im Schlafe war Lessing-Faust eben noch Pennäler.

In solcher Dämmerung der Seele, in solch ambrosischer Nacht war's, daß Irene, die Selektanerin, die Fast-schon-Seminaristin, mit seltsamen Augen auf das Wunderknäul starrte, das ihre jüngste Schwester zum Geburtstage erhielt. Meine Frau sah diesen Blick, und als sie Irenen bald darauf ebenfalls ein Wunderknäul schenkte, da lag Irenen nichts ferner als Würde und Entrüstung und nichts näher als Freude und Lachen.

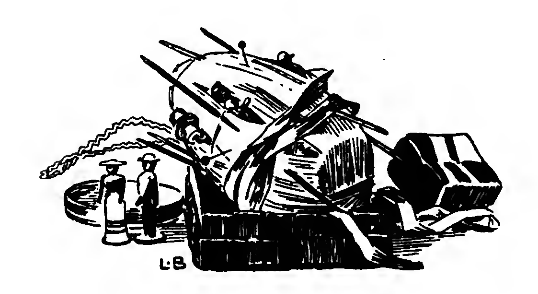
Solch ein Wunderknäul ist ein Garnknäul, das einen ganzen Nibelungenhort von Ringen, Ketten, Seidenbändern, Chokolade usw. usw. in sich birgt. Wenn die Mädel nun bei fortschreitender Arbeit das Garn abwickeln, so kommen nacheinander alle diese Kostbarkeiten zutage. Da gibt es viele Ahs! und Ohs! viel Staunen und Lachen.

Die Kindheit ist solch ein Wunderknäul. Eigentlich ist das ganze Leben solch ein Wunderknäul; aber dann sind auch andere Sachen darin. Und ein

Glück ist es, der Abwicklung solch eines kindlichen Wunderknäuls mit offnen Augen zuzuschauen.

Das unsere ist für diesmal zu Ende; an seinem Faden sind wir an einen Ausgang des großen flimmerdunklen Irrgartens gelangt —

— und treten nun wieder hinaus ins helle Licht, ins grelle Licht des Tages.






# Meine jüngste Begrüssungsrede

Als Stadtvater hatte ich in letzter Woche mehrere Kongresse zu begrüßen, am Montag die Jahresversammlung der Fondsmakler, am Dienstag den Kongreß der Ziegenliebhaber, am Mittwoch den Produktenhändlertag, am Donnerstag den Coleopterologentag, am Freitag den Kongreß der Wurmkuchenfabrikanten und am Sonnabend zwei: die Tagung der Robbendresseure und den Pessimistenkongreß. Die andern Kongresse hatten meine Kollegen übernommen.

Die ersten sechs Versammlungen begrüßte ich alle mit derselben Ansprache; die letzte meiner Reden aber unterschied sich so sehr von den bei dergleichen Gelegenheiten üblichen, daß ich sie einer weiteren Öffentlichkeit nicht vorenthalten möchte. Sie lautete:

Hoch- und sehr ansehnliche Versammlung! Ein geistreicher Mann hat einmal gesagt, er verstehe nicht, warum man den Regierenden in Staat und Gemeinde ihren Platz beneide und ihnen durch Widerspruch und Angriffe aller Art das Leben schwer mache; man solle doch froh sein, wenn sich Männer fänden, die das mühsame, aufreibende, langweilige und undankbare Geschäft des Regierens auf ihre Schultern nähmen und es den anderen ersparten, sich damit zu befassen. Meine hochverehrten Damen und Herren, wenn ich dieser Meinung auch nicht unbedingt zustimme, so falle ich ihr doch jedesmal aus brünstigem Herzen bei, wenn ich einen Kongreß zu begrüßen habe, dessen Sinn und Zweck mir beim besten Willen nicht einleuchten will, und das ist gewöhnlich der Fall. Versetzen Sie sich in die Lage solch eines armen Regierungsteufels, dem Be-

ruf und Interessen der Kongreßteilnehmer gewöhnlich genau so interessant und genau so schnuppe sind wie die meisten anderen und der doch einmal über das andere Mal versichern muß, daß es eine „hohe und edle Aufgabe" sei, an der sie arbeiten, und daß Staat und Stadt an diesen Arbeiten das lebhafteste Interesse nähmen. Stellen Sie sich das Quantum von Allgemeinheiten vor, das ein sonst mitunter ganz geschmackvoller Mensch bei solchen Gelegenheiten ausschwitzen muß. Stellen Sie sich vor, daß er dann dieses Interesse bekunden muß, indem er stundenlang mit verständnisinnigem Nicken und diplomatischem Lächeln Vorträge und Reden anhört, von denen er kein Wort versteht oder die ihm gleichgültiger sind als die politischen Anschauungen eines Schabrackentapirs. Malen Sie sich aus, daß er auf jedem Kongreß bei der üblichen Speisung der 5000 den liebenswürdigen Wirt spielen muß. Mitessen und -trinken kann er unmöglich, das würde ihn in acht Tagen umbringen, und nun vergegenwärtigen Sie sich das ausschweifende Vergnügen, drei Stunden lang zuzuschauen, wie andere essen. Wenn

man ihn wenigstens schlafen ließe, so möchte es angehen; aber man toastet ihn an oder die Stadt oder das Land und seinen Fürsten, und dafür muß er danken. Wohlverstanden: danken! Und muß wieder von der „hohen und edlen Aufgabe" und von dem „Interesse der Menschheit" reden. Und muß immer auf der Hut sein, daß er die Ziegenliebhaber und die Pessimisten nicht durcheinanderwerfe!

Meine Damen und Herren! Da mein Bruder den Vornamen Arthur trägt, genau wie Schopenhauer, so bin ich von meinen Kollegen ausersehen worden, den Kongreß der Pessimisten zu begrüßen. Und da erlauben Sie mir vielleicht die Frage: Was wollen Sie hier eigentlich? Fragen der Philosophie sind Fragen des Verstandes, der Vernunft, vielleicht auch Fragen des Gemüts und des Naturells — wollen Sie die hier durch Majoritätsbeschlüsse erledigen? Gehören Fragen der Wissenschaft, der Forschung, des konzentrierten Denkens, Fragen, die zu ihrer Lösung der innersten Sammlung bedürfen, in eine Versammlung von Tausenden? Ich glaube, sie gehören so wenig dahin wie Fragen der Kunst, die

auch immer nur durch einzelne, niemals durch Mehrheiten entschieden werden können. Sie haben doch das viele schöne Papier und die viele schöne Druckerschwärze und die gefällige und findige Post — genügen die nicht zur Mitteilung und Erörterung Ihrer Angelegenheiten und Meinungen? Sie werden mir entgegenhalten: „Das lebendige Wort ist eine besondere Kraft." Nun gut, ich kann es verstehen, wenn Sie die Massen zusammenrufen, um sie zu einer großen, machtvollen Willenskundgebung zu überreden, obwohl — das kann ich Ihnen als Geschäftsgeheimnis anvertrauen — Kongreßbeschlüsse auf die Regierungen, trotz des bekannten „lebhaftesten Interesses", nur flaue Eindrücke hervorrufen und eine wohlerwogene schriftliche Kundgebung der 20 Besten eines Standes oder Berufes mehr verschlägt als eine Kongreßresolution derer, die zufällig Geld und Zeit haben, das Volksfest eines solchen Kongresses mitzumachen. Sie werden, wie ich annehmen zu dürfen glaube, beschließen, daß der Pessimismus zur einzig zulässigen Staatsreligion erhoben und jeder Nichtpessimist in Bann und Reichsacht getan werde. Die Fonds-

makler, die Produktenhändler und die Robbendresseure haben auf ihren Tagungen für ihre Gebiete Ähnliches beschlossen. Das Alles wird weiter keine schlimmen Folgen haben; aber es steht Ihnen natürlich frei, es zu beschließen, und wenn Sie die richtigen Redner gefunden haben, wird es an Einstimmigkeiten nicht mangeln. Was aber würde es vollends bedeuten, wenn ein Bakteriologen-Kongreß nach einem lichtvollen Vortrage einstimmig erklärte, Braunschweiger Wurst sei das Beste gegen Lungenentzündung? Wenn der Diplococcus pneumoniae die Wurst nicht wirklich fürchtet, ist der Beschluß wertlos, weil er dem Kokkus nicht mitgeteilt wird. Sie werden einwenden: „Wenn aber ein besonders geschickter Chirurg seinen Kollegen eine schwierige Operation vormacht, so können sie viel daraus lernen, und das läßt sich vielleicht nicht durch Druckerschwärze erzielen." Nun, meine Herrschaften, ich bin auch nicht voreilig und anmaßend genug, um alle Kongresse in Bausch und Bogen zu verdammen. Wenn wirkliches Können und Wissen und wirkliche Lernbegier zusammenkommen, so kann sicherlich auch

aus solchen Versammlungen Gutes entsprießen. Aber, meine Verehrten, aber.

Unter den 1483 Besuchern des Coleopterologenkongresses waren die 83 wirkliche Käferforscher; die Tagung der Robbendresseure ist von 5678 Personen besucht, weil jeder Abonnent eines Zoologischen Gartens zur Teilnahme berechtigt ist, und wenn mich nicht alles täuscht, meine Damen und Herren, dann sind die Pessimisten, ich meine, die konsequenten Lebensverneiner, unter Ihnen bedenklich in der Minderheit. Wenigstens habe ich mir sagen lassen, daß der Empfangskommers, die zwei Diners, die drei Frühstücke, das Konzert, die Vorstellung im Lustspielhaus, das Feuerwerk und der Ausflug nach Schloß Monplaisir, alles zusammen für zehn Mark, die Hauptanziehungspunkte des Pessimistentages bildeten und daß diese Darbietungen die ungeheure Zahl der Anmeldungen mit Erlaubnis zu sagen verschuldet hätten.

Nun werden Sie mir einwerfen: „Warum soll sich der Mensch nicht amüsieren?“ Gewiß, meine Herrschaften, sa'n ma lustig, sa'n ma fidöll; auch die Zürcher waren fidel, als sie auf ihrem glückhaften Schiff so schnell nach Straß-

burg fuhren, daß der daheim gekochte Hirsebrei in Straßburg noch warm zur Tafel kam, und vergnügt sind alle Liedertafeln und Feuerwehren, wenn sie von Käsenau nach Würschtelburg zum Bundesfeste wallen. Aber dann, meine Verehrten, sollten wir auch stilvoll vergnügt sein und das große wandernde Schützenfest nicht mit dem tristen Namen „Kongreß" bezeichnen. Oder wir sollten wenigstens so anzeigen:

Große Kirmes in Ypsilonshausen.

(Im Badezimmer des Herrn Professor Lehmann findet gleichzeitig ein Neuphilologenkongreß statt.)

Sie werden mir weiter einwenden, solche Völkerwanderungen mit Freibier hätten doch auch ihren nationalen und internationalen Erziehungswert, insofern, als sie die Stämme eines Volkes und die Nationen der Erde einander näherbrächten und kennen lehrten. Aber die Stämme und Nationen haben das Eigentümliche, daß sie bei Festessen und Feuerwerken ziemlich gleich aussehen und daß man dann nicht viel von ihnen sieht. Ein deutscher Literaturprofessor hat ge-

sagt, der Roman müsse das Volk bei seiner Arbeit aufsuchen. Das müssen die Kongresse eigentlich auch, wenn sie völkerkundliche Aufschlüsse geben und gegenseitige Achtung erwecken sollen, und dann muß hinwiederum das Schützenfest in den Hintergrund treten. Die Zürcher mit ihrem „glückhaften Schiff" wollten — so erzählt wenigstens Fischart — den Straßburgern zeigen, daß sie ihnen, wenn Not am Mann sei, in einem Tage beispringen könnten und daß sie verteufelt tüchtige Schiffer seien. Da hat dann auch der Hirsebrei seine Berechtigung.

Hochansehnliche und sehr ansehnliche Versammlung! Sie dürfen nicht glauben, daß Ungastlichkeit aus meinen Worten spräche und daß es die Kosten Ihres Besuches wären, die uns drückten. Sie lassen ja auch Geld hier, und wenn das nicht reicht, so erhöhen wir eben die Steuern, wie es Ihre Stadtväter in gleichem Falle tun. Überdies machen wir Ihnen ja — schon durch die Höflichkeit erforderte — Gegenbesuche und halten uns bei solcher Gelegenheit schadlos. Aber vielleicht bedenken Sie ein anderes. Solche ungeheuren Stippvisiten wollen

monate-, mitunter jahrelang vorher gründlich und umsichtig organisiert sein, und da wäre die Frage, ob die Zeit und die Kraft, die bei dieser sit venia verbo Viechsarbeit draufgehen, nicht im nationalen und internationalen Interesse nutzbringender anzuwenden wären. Arbeitende Kongresse, meine Damen und Herren, machen natürlich keine erwähnenswerten Umstände; denn die Zahl der Leute, die arbeiten wollen, ist immer nur sehr klein; selbst in den größten Vereinen ist es gewöhnlich nur Einer. Kongresse aber, die vorwiegend oder ausschließlich den Zweck haben, unsere Rehrücken und Poularden und unsere Vergnügungslokale kennen zu lernen, haben zuweilen für ein Gemeinwesen etwas Katastrophales, und da ziehen Sie es, wenn Sie in Ihre Heimat zurückgekehrt sind und sich für den nächsten „Verbandstag" rüsten, vielleicht einmal in gütige Erwägung, ob Sie dieselben Gedanken über den Pessimismus und dieselben Poularden nicht in gleicher Güte, aber mit viel geringerem Aufwand an Geld, Zeit und Nervenkraft bei sich zu Hause genießen können. Im Namen der Stadtverwaltung, meine Damen und

Herren, heiße ich Sie nochmals herzlichst willkommen." — — —

Natürlich habe ich diese Rede nicht gehalten. Natürlich bin ich auch kein Stadtvater. Wie käm ich dazu. Aber wenn ich Stadtvater wäre, dann würde ich sie vielleicht einmal halten. Und wenn ein Minister oder Bürgermeister oder Stadtrat sie halten will — er soll sich nur nicht genieren; ich trete sie ihm gern ab. Bittebitte.






Wundert euch nicht, daß ich schon im Herbst von Weihnachten rede; für die Kinder beginnt die Vorfreude auf die nächste Weihnacht am Tage nach Weihnachten und die Erwartung des nächsten Geburtstages am Tage nach dem Geburtstag. Wie klug sie sind, die Kinder, daß sie die Blüte der Dinge, den Duft der Dinge genießen und nicht erst auf die Frucht warten, die sie nicht selten — uns Erwachsene fast immer — enttäuscht.

Bei solchen Gelegenheiten freilich wie beim Weihnachtsfeste sind wir Großen besser daran als sonst, weil wir nicht empfangen, sondern geben wollen. Auch der Geber kann wohl enttäuscht werden, aber nicht so oft wie der Empfänger. Und da ich auch die Freude des Gebens gern so lange wie möglich genieße, so fordere ich selbst die Kinder zu einem Weihnachtsvorbereitungsgespräch heraus, wenn sie nicht selbst davon anfangen, und frage spätestens Anfang Oktober kühl-geschäftsmäßig: „Wie lange haben wir eigentlich noch bis Weihnachten?" Und spätestens Anfang November sagt meine Frau: „Jetzt laß uns nur nicht wieder so spät mit den Weihnachtseinkäufen beginnen!" Sie schützt dabei allerlei praktische Gründe vor; aber der Sinn des Ganzen ist: sie kann sich auch nicht mehr halten. Überdies ist es wirklich ökonomisch, so früh einzukaufen: man freut sich acht oder zehn Wochen lang für dasselbe Geld, für das man sich sonst nur drei Tage freuen würde.

Ich bin sonst, wenn ich meine Frau bei Einkäufen begleite, ein nichtswürdiger Drückeberger; viertelstunden-, halbestundenlang dabeistehen und sachunverständige

Urteile abgeben, das erscheint mir überflüssig; ich habe dann immer irgendetwas in der Stadt zu tun, was ich „bei der Gelegenheit großartig erledigen kann" — „Wir treffen uns Punkt drei Uhr in der Weinstube!" — und wenn meine Frau dann hinkommt, bin ich immer schon da. Aber Weihnachtseinkäufe — ah, monsieur le paysan, c'est tout autre chose! Da untersuch ich jedes Schaukelpferd auf Race, Gangart, Zaum- und Sattelzeug. Da prüfe ich jeden Hampelmann eigenhändig, erprobe ich jedes Lärminstrument selbst auf seine Dauerhaftigkeit. Am besten macht man solche Einkaufswanderungen am Abend, und dann muß das festliche Licht der Kaufläden auf frischen Schnee fallen, und mit blaugefrorenen Nasen und Ohren muß man in jedes Ladenfenster gaffen und endlich muß man sich in einer molligen Wein- oder Grog- oder Teestube erwärmen, und wenn man nach Mitternacht heimkommt und alles Unmündige in den Betten liegt, dann muß man sämtliche Pakete aus- und wieder einpacken und abermals auspacken und mit dem Inhalt eine Stunde lang spielen, und dann muß man zu seiner Frau

sagen: „Du bist doch noch das reine Göhr!“ worauf unfehlbar die Antwort folgt: „Na, und du?!“

Überhaupt will ich mich durchaus nicht mit dem Dufte beräuchern, als wenn ich beim Geben nur an die andern, z. B. nur an die Kinder dächte. Egoismus und Altruismus vereinigen sich hier wie gewöhnlich zu einer unkenntlichen Masse. Als mein Junge vier Jahre alt war, da war ich tief davon überzeugt, daß er jetzt endlich ein Puppentheater haben müsse. „Jawohl, du mußt endlich ein Puppentheater haben,“ sagte meine Frau und lachte. Ich schalt sie Butterhexe oder so ähnlich; aber recht hatte sie. Und unrecht hatte sie auch. Ich wollte kein Puppentheater haben, ich wollte eins bauen. Das ist nämlich keine so kurze Freude wie die Errichtung eines wirklichen Theaters. Da erledigen sich Gründung, Première und Pleite nicht selten in drei Monaten. An meinem Puppentheater, ich meine: an dem meines Sohnes gründete und baute ich ein volles Jahr. Spät am Abend, wenn die Bürde des Tages abgeworfen war, berauschte ich mich am Klang der Schere und am Dufte des Kleisters. Aus dem Kleistertopfe wuchsen alle Blumen

der Kindheit, und in der Schere klangen alle Lieder der Kindheit. Das wollte ich. Ich mußte so schrecklich viel „ein Mann" sein; zwischen Mitternacht und Eins, in der Gespensterstunde, war ich wieder ein Kind. Ich habe in meinem Leben auf viele gute Dinge warten und verzichten müssen und können und muß und kann es noch. Kinder aber sind keine Künstler im Warten und Verzichten, und in Dingen des Puppentheaters war ich ein Kind.

Kinder sind keine Künstler im Warten, und da sie vom 27. Dezember an auf das nächste Weihnachtsfest warten und die Kraft der Spannung sich von Tage zu Tage „akkumuliert", wie die Mediziner sagen, so leiden sie in den letzten Tagen vor dem Feste Pein. „Der letzte Tag ist der schlimmste," sagte meine Jüngste mit Seufzen. Man nennt ja auch den ganzen Tag Weihnachtsabend, weil er ganz nur Erwartung eines neuen Morgens ist. Seit Jahren mach ich denn auch am Vormittage dieses „Abends" mit den Kindern einen Spaziergang, um sie zu zerstreuen. Und dieser Spaziergang ist alsbald eine köstliche Vorfeier geworden.

Seltsam: an diesem Morgen ist das Wetter immer schön; Schnee und Hagel und Sturm sind schön, das versteht sich von selbst; aber selbst Nebel und Regen, das gewöhnliche Weihnachtswetter unserer Heimat, ist wunderschönes Wetter. Ein fromm gestimmtes Herz ficht nichts an; die Welt ist ein Fest, wenn die Seele festlich ist. Und schön vor allem sind die Menschen dieses Morgens; alle hasten und eilen sie; aber sie hasten so anders als sonst. Die Freude unseres Herzens fällt wie ein Glanz auf ihre Gesichter, und das Lachen ihrer Augen fällt wie ein Glanz in unser Herz. Und selbst sie, die bis zur letzten Stunde arbeiten müssen, verrichten heute ihr Werk mit freundlicherem Sinn.

Und gekrönt wird dieser Spaziergang regelmäßig durch eine furchtbare pädagogische Torheit; ich führe die Kinder in ein Lokal und lasse ihnen Apfeltorte mit Schlagsahne geben. Einen brausenden Chor von Gouvernanten und Gouverneuren hör ich rufen: „Welch ein Unfug, die Kinder so mit Genüssen zu überhäufen und zu verwöhnen!" Und für 364 Tage im Jahre gebe ich den Herrschaften recht. Aber einmal im Jahre sollen den Kindern

die Augen übergehen; einmal im Jahre türm ich den Pelion des Apfelkuchens auf den Olymp der Weihnacht und den Ossa der Schlagsahne auf den Pelion des Apfelkuchens, damit meine Kinder nicht auf den entsetzlichen Gedanken kommen, die Welt sei eine Rechnungskammer. Sie ist es ja wahrhaftig nicht.

Die Stunde am Nachmittag, da ich den Kaffee zu nehmen pflege, bin ich dann gern mit mir allein. Es ist eine Stunde der Erinnerung. Ich muß dann an die Weihnachtsfeste meiner letzten Knabenjahre denken, da man mir, mir ganz allein den Schmuck des Christbaums übertrug. Meine Eltern hätten ihn wohl gern selber geschmückt; aber sie mußten bis in die letzte Stunde arbeiten. Auch ich mußte sonst arbeiten; ich hatte nicht Muße, mich wochen-, monatelang auf Weihnachten zu freuen; nur ein paar Stunden des letzten Nachmittags blieben dafür übrig. Aber das waren dann auch Stunden innerlichsten Glückes. Das war eigentlich *mein* Weihnachtsfest. Allein mit der duftenden Tanne, mit den goldenen Nüssen und Äpfeln, dem bunten Zuckerwerk und den weißen Kerzen! Der Priester allein im Allerheiligsten! Ich

war nicht enthaltsamer, war wohl eher naschhafter als manches andere Kind, und die Küchenvorräte meiner Mutter unterzog ich wohl gelegentlich einer Zollrevision; aber von diesen Schätzen hätte ich nichts genommen, und wenn man es mir zehnmal erlaubt hätte. Sie waren mir geweiht wie dem frommen Christen die Hostie. Und sonderlich geweiht waren die ehrwürdigen Zuckerfiguren, die wegen ihrer besonderen Schönheit seit vielen Jahren von einem Feste zum andern aufgehoben und immer wieder in den Baum gehängt und immer wieder vom Weihrauch der Kerzen umschwält wurden. Wenn mir solch ein Stück unter den Händen zerbrach, dann war ich bestürzt wie über einen Frevel; wenn aber eines der frischen Stücke entzwei ging, dann war der Bann der Weihe gebrochen und ich verzehrt' es mit gutem Gewissen oder gab es meinen Brüdern. Auch heute noch, wenn ich den Tannenbaum schmücke, geht regelmäßig — merkwürdig regelmäßig — das eine oder andere Stück in Brocken; ich reiche es durch die schmale Türspalte hinaus, wo immer einige Lauscher stehen, und sage: „Der Weihnachtsmann hat was zerbrochen"; es wird mir

mit warmen Lippen abgenommen und mit Andacht verzehrt und schmeckt überaus heilig.

Solcher Kindheitszeiten gedenke ich in jener einsamen Nachmittagsstunde des Vierundzwanzigsten, und dann ist mein ganzes Innere ein einziger Dank dafür, daß sich in meinem Leben so vieles zum Besseren und Schöneren gewendet hat und daß ich mir den Tannenbaum — und zwar mit den Wurzeln — aus meinem eigenen, meinem eigensten Garten holen kann. Dem gläubigen Leser bereite ich vielleicht einen Schmerz, wenn ich ihm sage, daß ich mir einen persönlichen Gott nicht denken kann und daß ich keine Gebete kenne wie er. Ich habe den Urheber der Welt in allzu erschütternden Gefühls- und Gedankenschauern erlebt, als daß ich ihn mir wie einen Menschen — auch nicht wie einen vollkommensten Menschen — vorstellen möchte. Aber Dank ist dennoch alles in mir in solcher Stunde, ein sehr schmerzlicher, brennender Dank, weil ich eine Welt nicht begreife, in der es mir so viel wohler ist als vielen, die sicherlich nicht schlechter sind als ich.

Aber heute schmücke ich noch den Tan-

nenbaum, wenn auch die meisten meiner Kinder — unter strengster Innehaltung der hierarchischen Stufen — zu Helfern aufgerückt sind. Früher schmückte ich den Baum allein und war auch dann noch gern mit ihm allein und sang während der Freudenarbeit wie ein gereizter Kanarienvogel von früh bis Abend, mein ganzes Repertoire von Bach bis Brahms, und dachte dabei nach, was mir das Jahr gebracht und was ich dem Jahre gebracht hätte. Und immer schloß die Bilanz mit einem großen Gewinn, weil ich immer zufrieden sein konnte mit dem, was ich empfangen, und nie zufrieden mit dem, was ich dafür geleistet hatte.

In einem frommen Zirkel hab ich's erlebt, daß der ganze Tannenbaum mit allem, was daran hing, dogmatisch gedeutet wurde; jeder Zweig und jedes Licht bedeutete eine Heilswahrheit, eine göttliche Gnadentat oder dergleichen. Da dünkte sich der Priester göttlicher als die Natur. Und dasselbe tat ein Protz, der seinen Christbaum mit Glühbirnen versehen hatte und ihn durch eine einzige Drehung des Schalters entzündete. So spart man Zeit und Gefühle. Beinah so greulich war es mir, als jemand an

einer Tannenbaumkerze seine Zigarre entzündete. Der Kerl fraß sicherlich auch Singvögel.

Nur das Jüngste spricht jetzt noch ein Gedicht, bevor der Weihnachtsberg sich auftut; früher sprachen alle eins. Das war immer ein großer Genuß, nur — versteht mich recht — kein Kunstgenuß. Es war ein hochinteressantes psychologisches Experiment: Wie rezitiert man ein Gedicht mit möglichster Geistesabwesenheit? Wie trägt der Leib eine Dichtung vor, wenn die Seele im anderen Zimmer ist? So muß es jener Konzertsänger gemacht haben, der da sang:

„Du holde Kunst, in wieviel grauen
Stunden,
Wo mich des Lebens wilder Kreis um-
strickt,
Hast du mein Herz zu warmer Lieb ent-
zunden,
Hast mich in eine bessre Welt entrückt!"

und dabei die Zuhörer zählte und die Einnahme überschlug.

„Friede soll's noch einmal werden
Und die Liebe König sein.
So!!!"

hörte ich einmal einen ehrlichen kleinen Kerl deklamieren, das hieß soviel wie: „So! Die Geschichte hätten wir glücklich hinter uns!“

Früher, wenn die Kinder zur Weihnachtsstube hereinfielen — sie fielen nämlich herein wie Besenstiele, die man gegen die Tür gelehnt hat — dann waren alle Geschenke schon enthüllt, und alle zugleich, fünf eigene und mehrere Freundeskinder, stürmten in den Glanz des blendenden Augenblicks. Das war dann, wie wenn hunderttausend Lerchen zugleich mit Tirili in den Himmel steigen. Aber es schien uns nicht das Richtige. Man sah vor lauter Freude keine Freude und vor lauter Kindern keine Kinder; es war sozusagen ein Orkan in einer Ragoutschüssel oder ein futuristisches Gemälde. Auch war es sehr anstrengend, von acht oder neun begeisterten und dankbaren Wilden nach ebenso vielen Seiten hin gedrückt, gezerrt, geküßt und zerrissen zu werden. Neuerdings sind darum alle Geschenke zugedeckt, wenn die Bescherung beginnt, und nacheinander finden die acht oder mehr Enthüllungsfeierlichkeiten statt. So kommen wir erwachsenen Genüßlinge besser auf unsere Rechnung. Vielleicht

äußern sich die Kinder nicht ganz so unumwunden, wenn ringsum das Schweigen der Beobachtung herrscht; aber wenn das Geschenk ins Herz getroffen hat und wenn man das Auge ins Auge faßt, dann hört man auch den stummsten Jubel. Gleichwohl bin ich im Zweifel, ob ich beim nächsten Mal nicht wieder den Gesang der hunderttausend Lerchen entfessele.

Ich besitze eine Uhr, eine Zigarrentasche, eine Brieftasche, ein Taschenmesser, mit einem Wort: alles. Ich trage keine Siegelringe, keine Busennadel, keine Armbänder, keine gestickten Morgenschuhe. Ich bin also leider gottlob ein schwer zu beschenkender Mensch. „Nichts bedürfen ist göttlich; wer am wenigsten bedarf, kommt der Gottheit am nächsten," soll Antisthenes gesagt haben. Ich bin göttlich. Das ist meinen Kindern sehr unangenehm. Einer Frau und einem Freunde kann man sagen, daß man sich in ihrem Besitze täglich beschenkt fühle; aber Kinder verstehen das nicht. So entdecke ich denn regelmäßig vier Wochen vor Weihnacht, daß ich ohne einen Bleistift, ohne eine Zigarrenspitze, ohne ein Benzinfeuerzeug einfach nicht mehr leben

kann, und am Weihnachtsabend atme ich erlöst auf, wenn das Schicksal mich strahlenden Auges mit diesen Gaben überrascht.

Wenn sich dann die Kleinen an ihrem Glück — nicht ersättigt, das ist an diesem Abend unmöglich — aber weidlich genährt haben — die körperliche Nahrung tritt zurück; selbst Marzipan wird ohne die gebührende Feierlichkeit wie Schwarzbrot „gefuttert" — und wenn man ihnen unter Schwierigkeiten wiederholt den Lehrsatz vorgetragen hat, daß gewisse Leute zu einer gewissen Zeit schon längst im Bette sein sollten, eine Meinung, die ihnen stets als greisenhaftes Vorurteil erscheint und der man unter Umständen Nachdruck verleihen muß durch die Drohung, daß das Christkind oder der Knecht Ruprecht über Nacht alle Geschenke wieder abholen werde — dann, ja dann tritt eine wohltuende Ruhe ein, und meine Freunde, die nun seit 20 Jahren mit uns die Weihnacht feiern, und ich, wir treten zu dem längst gewohnten Spaziergang hinaus in den sternenklaren — Verzeihung, ich vergaß, daß wir bei Hamburg wohnen — in den naßkalten Winterabend. Das Wetter ist noch immer

neblig, regnerisch, klitschig und wunder-
voll. Wir durchqueren und umwandern
Dorf und Villenkolonie, suchen durch
Gardinen und Ladenritzen die Augen der
Tannenbäume und schlendern durch eine
Allee von Christbäumen. Ich habe immer
gefunden, daß ein Christbaum, der durchs
Fenster in die Nacht der Straße leuchtet,
besonders schön sei. Das ganze Jahr
hindurch sind alle Häuser stumm, und
niemand, der ihnen vorüberwandelt,
weiß, ob der Hauswirt Frohsinn oder
Kummer heißt. Als armer Junge hab
ich manchmal — nicht einmal mit Neid
— aber mit Verlangen in prangende
Gärten und hohe Palastfenster gestarrt
— das hab ich mir seit langem abge-
wöhnt. Am Weihnachtsabend bekommen
die toten Häuser Augen, strahlende
Augen. Gewiß: auch die Augen des
Tannenbaums können durch Tränen leuch-
ten; jeder Christbaum lächelt durch die
Tränen eines gekreuzigten Propheten;
aber diese Augen sind doch Licht; wo sie
aufgehen, ist doch noch anderes als Nacht.

Des Menschen Sohn hatte nicht, da
er sein Haupt hinlege; aber wenn es der
Augenblick gewährte, genoß er das Fleisch
der Fische und des Lammes und trank er

mit hochzeitlichen Wirten hochzeitlichen Wein. So halt ich es für recht und richtig, an diesem Abend gute Dinge zu genießen; aber raffinierte Leckereien passen nicht zu diesem Feste. Sie passen zu fürstlichen Prunktafeleien und Aufsichtsratssitzungen, aber nicht zur Weihnacht. In meinem Elternhause aß man am Weihnachtsabend Apfelkuchen und sonst nichts. Einmal, als wir sehr reich waren, gab es Beefsteak u n d Apfelkuchen. Aber es ging uns wie jenem Milliardär, der da sagte: „Geld macht nicht glücklich; früher hatte ich eine Milliarde und jetzt hab ich zwei Milliarden und bin auch nicht glücklicher als zuvor"; wir waren bei Beefsteak und Apfelkuchen nicht froher als bei den Apfelkuchen allein. Seit vielen Jahren kommt nun schon das eigentliche Festgericht unserer Gegend, der Karpfen, auf meinen Weihnachtsabendtisch. Er ist mir nicht das liebste von allen Gerichten und nicht der köstlichste von allen Fischen; aber an diesem Abend möcht' ich den Ritter im blauen Schuppenpanzer so wenig missen wie grüne Maien am Pfingstfest. Alles muß an diesem Abend vom Allerbesten sein und der Wein wenigstens so gut, wie ich

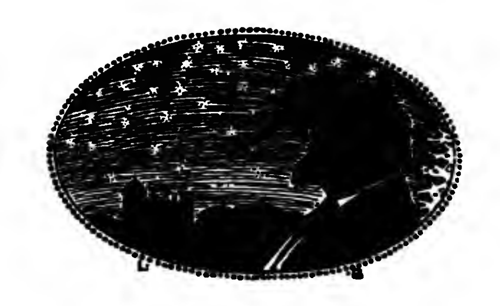
ihn erschwingen kann; aber Austern und Trüffeln möcht' ich auf diesem mit Tannenreisern und Vogelbeeren geschmückten Tische so wenig sehen wie Glühbirnen am Tannenbaum. Ein Kleinsichtiger, will sagen: ein Mann mit Augen, die nur das Kleine sehen, hat einmal gemeint, wir Freunde gingen nur deshalb in jedem Weihnachtswetter spazieren, um uns mit verschärftem Hunger vor den Karpfen zu setzen. Das ist natürlich niedrige Verdächtigung; aber das Eine daran ist richtig: der Appetit ist vorhanden. Möchte der Kleinsichtige immer den gleichen haben!

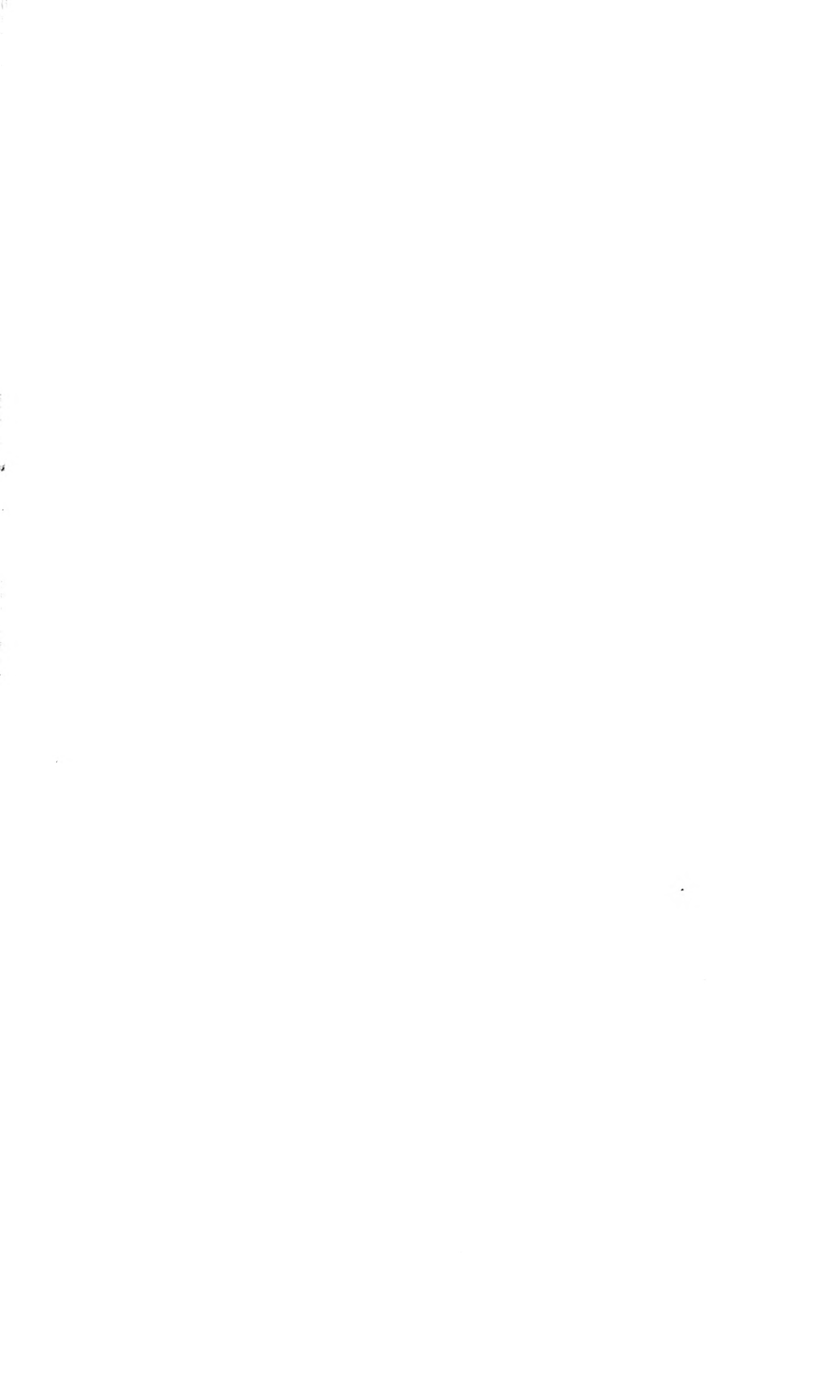
Und wenn dann spät, nach Mitternacht unsere Gäste gegangen sind, dann lieb ich es, noch einmal hinauszutreten in die winterstille Nacht meines Gartens, in die fromme Nacht dieses Festes und hinaufzublicken zu den lebendig blickenden Sternen oder ins ahnungsreiche Grau der Wolken. Und ohne, daß ich es wollte, bricht wieder der Dank hervor wie eine singende, sausende Flamme. Der Dank für alles Glück dieses Abends und — für ein anderes Glück. So schön der Abend gewesen sein mag — fast immer muß ich mir sagen: Noch

schöner war die Zeit der Erwartung. Und ich danke dem, der die Welt gewollt, für den tiefen Gedanken, daß die Erwartung schöner ist als die Erfüllung, daß kein erreichtes Glück uns voll befriedigt, daß die menschliche Sehnsucht jedes genossene Glück überfliegt. Nicht, daß er mehr Glück verlangt, sondern daß er ein immer reineres, edleres, vollkommeneres Glück ersehnt, das ist des Menschen Flugkraft. Mit seinem Begriff vom Glück erhöht er sich; mit ihm erhöht sich sein Begriff vom Glück. Ich danke ihm, der die Welt gewollt hat, daß die Blüte schöner ist als die Frucht; ich danke ihm, daß er mich immer wieder enttäuscht; ich danke ihm, daß ich nie zufrieden bin. Das ist der Auftrieb, durch den ich fliege und mich freue auf alles Künftige.

Als ich noch ein Kind war, da war es mir das größte Wunder am Weihnachtsfeste, daß am Morgen des ersten Festtages, wenn ich erwachte, alles noch geblieben war: der Tannenbaum und die Geschenke. Ein Wunder, das blieb! Ein Wunder, das eine Nacht überdauerte und selbst vor der Morgensonne nicht erblich! Und das ist noch immer mein Gedanke,

wenn ich mich am Weihnachtsabend zur Ruhe lege: Möchte mir morgen früh der Knecht Ruprecht nicht alles genommen haben, was er mir heute geschenkt!





## Gesamtübersicht der von Otto Ernst im gleichen Verlage erschienenen Schriften.

**Appelschnut.** Altes und Neues von ihren Taten, Abenteuern und Meinungen. Mit Bildern von Richard Scholz. 26.—30. Tausend. Geb. M. 6.—

**Asmus Sempers Jugendland.** Der Roman einer Kindheit. 86.—99. T. Brosch. M. 3.50, geb. M. 4.50
Jubiläums-Ausgabe: 100. Tausend.
In Leder geb. M. 10.—

**Bannermann.** Schauspiel in 3 Akten.
3. Tausend. Brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—

**Besiegte Sieger.** Novellen und Skizzen.
6. Tausend. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—

**Blühender Lorbeer.** Plaudereien und Andachten über deutsche Dichter.
10. Tausend. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—

**Der süße Willy.** Die Geschichte einer netten Erziehung. 22. Tausend. Pappband M. 1.—

**Die Gerechtigkeit.** Eine Komödie in 5 Akten.
6. Tausend. Brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—

**Die größte Sünde.** Neubearbeitung. Drama in 5 Akten. 8. Tausend. Brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—

**Die Liebe höret nimmer auf.** Eine Tragikomödie aus der Bohème.
5. Tausend. Brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—

**Ein frohes Farbenspiel.** Humoristische Plaudereien.
26. Tausend. Brosch. M. 2.50, geb. M. 3.50

**Flachsmann als Erzieher.** Eine Komödie in 3 Aufzügen. 30. Tausend. Brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—

**Gedichte.** Der neuen Gedichte 3., der Gedichte 4., gesichtete und revidierte Auflage.
Brosch. M. 2.50, geb. M. 3.50

**Gesund und frohen Mutes.** Eine Auswahl. Im Auftrage der Hamburger Lehrervereinigung zur Pflege der künstlerischen Bildung herausgegeben von Guido Höller. 20. Tausend. Geb. M. 1.80

**Humoristische Plaudereien.** 3 Bände. Schmiegsam gebunden in Karton (enthaltend: „Ein frohes Farbenspiel", „Vom geruhigen Leben", „Vom grüngoldnen Baum") M. 10.50

**Jugend von heute.** Eine deutsche Komödie in 4 Akten. 12. Tausend. Brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—

**Kartäusergeschichten.** Novellen und Skizzen. 7. Tausend. Brosch. M. 2.50, geb. M. 3.50

**Laßt uns unsern Kindern leben.** Ein Buch für Eltern und Erzieher.
10. Tausend. Brosch. M. 2.50, geb. M. 3.50

**Ortrun und Ilsebill.** Eine Märchenkomödie in 5 Akten. 2. Tausend. Brosch. M. 2.50, geb. M. 3.50

**Semper der Jüngling.** Ein Bildungsroman. 51.—55. Tausend. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—

**Semper-Romane.** 2 Bände, schmiegsam gebunden in Karton (enthaltend: „Asmus Sempers Jugendland" und „Semper der Jüngling") M. 9.50

**Siebzig Gedichte.** Neue und alte Verse. 25. Tausend. Kartoniert M. 1.—

**Stimmen des Mittags.** Neue Dichtungen. 4. Tausend. Brosch. M. 2.50, geb. M. 3.50

**Tartüff der Patriot.** Ein satirisches Komödienspiel in 3 Akten. 2. Tausf. Brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—

**Vom geruhigen Leben.** Humoristische Plaudereien. Neue durchgesehene und vermehrte Ausgabe.
31. Tausend. Brosch. M. 2.50, geb. M. 3.50

**Vom grüngoldnen Baum.** Humoristische Plaudereien. 26. Tausend. Brosch. M. 2.50, geb. M. 3.50






Böttcher & Bongartz.
Leipzig.